

Edgaran Allan Corvinus

Die Namen unter Wasser



#2

Gefangen im Horror

„Eine neue Geschichte aus der Reihe
Gefangen im Horror“

Die Namen unter Wasser
Edgaran Allan Corvinus

Serie: Gefangen im Horror – Band 2

Korrektur gelesen von "Haripa ay Dilinore",
der Autorin der "Kyria Selinde" Reihe.

Impressum

© 2026 Michael Garbers
Alle Rechte vorbehalten.

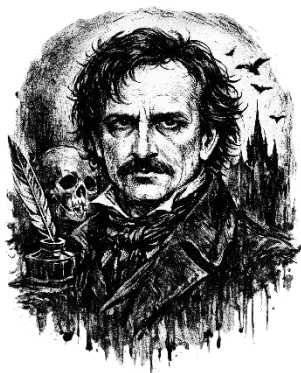
Unter Einsatz von KI-Tools

Dieses Produkt wurde unter Lizenz erstellt. Das Schwarze Auge und sein Logo sowie Aventuria, Dere, Myranor, Riesland, Tharun und Uthuria und ihre Logos sind eingetragene Marken von Significant GbR in Deutschland, den U.S.A. und anderen Ländern. Ulissys Spiele und sein Logo sind eingetragene Marken der Ulisses Medien und Spiele Distribution GmbH.

Veröffentlichung im Scriptorium von

www.ulisses-ebooks.de

Über den Autor



Edgar Allan Poe gilt als einer der markantesten Stimmen des aventurischen Schauerromans. In seinen Werken verbindet er düstere Familiengeheimnisse, religiösen Schrecken und den langsamen Verfall von Ordnung zu Geschichten, in denen nicht das Monster allein, sondern vor allem Schuld, Angst und Verschweigen den eigentlichen Horror erzeugen.

Poe ist bekannt für Stoffe, in denen alte Häuser, verfluchte Chroniken, Totenkulte und moralisch verhängnisvolle Entscheidungen untrennbar ineinandergreifen. Seine Romane spielen bevorzugt an Orten, an denen Macht, Frömmigkeit und Verwesung dicht beieinanderliegen — in verschlossenen Residenzen, vergessenen Gruften und Städten, deren Glanz nur die Oberfläche eines faulenden Inneren bildet.

„Gefangen im Horror“ ist seine erfolgreichste Reihe.

„Nicht jedes Grab ist tief genug für das, was eine Familie
vergessen möchte.“

Edgaran Allan Corvinus

Am frühen Morgen lag über dem aufgegebenen Seitenkanal des Yaquir ein fahler Dunst, der das Schilf nicht verbarg, sondern ihm nur etwas Lautloses verlieh, als hielte das Ufer den Atem an. Zwischen schiefen Pfählen, aufgeweichten Bohlen und den dunklen Leinendächern des Grabungslagers ging Lysandra ai Sahir ya Kuslik mit jener strengen Ruhe von einem Arbeitsstand zum andern, die ihre Leute mehr anspornte als ein lauter Befehl. Das halb versunkene Lehrhaus ragte jenseits des Grabens aus dem Boden wie ein ertrunkener Gedanke aus einer alten Zeit: Mauerzüge, die der Schlamm nur halb freigegeben hatte, ein niedriger Prozessionsgang, dessen steinerne Einfassung mit weißlichem Belag überzogen war, und dahinter der Ring der Zisternen, aus dem die Morgenkühle aufstieg. Zwei Schreiber trugen Kisten mit Wachstafeln ins Schriftzelt. An der Feuerstelle stritt man schon leise um Stricke, Haken und die Reihenfolge der Schichten. Darion Mercatio di Vascello stand nicht weit davon unter einem Sonnentuch, geschniegelt weder im Auftreten noch im Gewand, sondern in jener glatten Selbstgewissheit, die selbst im Arbeitsstaub nicht litt; neben ihm wartete Rondriga Paligan mit verschränkten Armen auf die nächsten Anweisungen, als traue sie weder dem Erdreich noch den Leuten, die darin wühlten.

Lysandra blieb am Rand der freigelegten Zisterne stehen, in der zwei Arbeiter seit dem ersten Licht mit Haken und Schöpfheimern zugange waren. Das Mauerwerk war alt, älter als die neueren Aufsätze ringsum, und zwischen den Steinen saß eine schwarze Nässe, die selbst nach Tagen des Trockenlegens nicht weichen wollte. Iraldo Nivelle kniete am Rand, die Wachstafel auf dem Oberschenkel, und zeichnete mit schmalen, hastigen Strichen die Markierungen nach, die sich knapp über dem Wassersaum zeigten. Er hob den Kopf, als Lysandras Schatten auf ihn fiel, und in seinen Augen lag jener eifrige Glanz, der ihr gefiel, solange er nicht ins Unglück führte. Er wollte eben etwas sagen, da stieß unten einer der Arbeiter einen kurzen, rauen Ruf aus. Das

Geräusch war nicht laut, und doch fuhr es allen durch die Morgenstille wie ein Messer durch nasses Tuch.

Rondriga trat sofort an die Brüstung. „Langsam, du Ochse“, rief sie hinab, aber ihre Stimme verlor die Schärfe, als sie sah, was der Mann mit beiden Händen aus dem dunklen Wasser hob. Es war keine Scherbe, kein Stein und kein zerdrücktes Gerät, wie es in solchen Schächten oft zum Vorschein kam, sondern eine gefaltete Bleitafel, handlang vielleicht, grau vor Kruste, mit zwei langen Nägeln durchschlagen, die das Metall zusammenhielten, als habe man nicht nur etwas verschlossen, sondern ihm noch im Verschluss wehe tun wollen. Wasser rann in dünnen Fäden von den Kanten. Einer der Nägel war grün angelaufen, der andere fast schwarz. Für einen Herzschlag sagte niemand etwas. Selbst Darion verließ seinen Platz unter dem Tuch und kam näher, zuerst langsam, dann mit jener plötzlichen Eile, die er sonst hinter Höflichkeit verbarg.

Lysandra hob die Hand, ehe einer der Männer das Stück achtlos auf die Bohlen legen konnte. „Nicht öffnen“, sagte sie, und ihre Stimme war nicht hoch, nicht hart, nur so bestimmt, dass Iraldo unwillkürlich die Tafel aus den Fingern des Arbeiters nahm, als müsse er sie vor dem bloßen Blick der anderen schützen. Das Blei fühlte sich trotz des Sommermorgens kalt an; man sah es an seinem Zucken. Lysandra beugte sich vor, ohne es zu berühren. Die Faltung war nicht zufällig. Die Nägel saßen an Stellen, die einer Ordnung gehorchten, und auf der sichtbaren Außenseite liefen Ritzungen, so fein, dass sie erst im schrägen Licht hervortraten. Es waren keine Zierlinien. Es war Schrift, oder etwas, das sich als Schrift verkleidete. Ihr Mund wurde trocken. Sie wusste nicht, warum gerade dies ihr den Atem nahm, doch der Anblick traf sie tiefer als jeder gewöhnliche Fund des Altertums.

Darion trat dicht an ihre Seite. Sein Duft nach wohlriechendem Öl passte unerquicklich wenig zu dem Moder aus dem Schacht. „Ein schönes Stück“, murmelte er, und sein Blick ruhte nicht auf den Nägeln, sondern auf Lysandra. „Wenn die Zisterne so etwas birgt, möchte ich sehen, was tiefer liegt.“ Sie antwortete nicht sogleich. Rondriga wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn und sagte, es gehöre in trockene Tücher, fort von den Gaffern und fort von jedem, der kein Recht darauf habe. Iraldo nickte zu rasch. Einer der Arbeiter stand ein Schrecken im Gesicht geschrieben, als habe er eben nicht Metall, sondern eine Krankheit ans Licht gezogen. Lysandra streckte endlich die Hand aus, doch noch ehe ihre Finger das nasse Blei berührten, kam aus der Tiefe des Brunnenschachts ein Laut.

Zuerst war es nur ein dumpfer Hauch, als striche Wind durch ein enges Rohr. Dann formte sich daraus eine Frauenstimme, ganz nah und doch unmöglich fern. Sie kam nicht von oben, nicht vom Ufer, nicht aus irgendeinem Zelt. Sie stieg aus dem Schacht empor, weich, vertraut und mit einer solchen selbstverständlichen Wärme, dass der jüngste der Arbeiter erblasste, als habe ihm jemand von hinten die Hand aufs Herz gelegt. „Tavio“, sagte die Stimme, leise nur, aber deutlich genug, dass jeder es hören musste. Der Mann am Rand fuhr zurück, stieß mit der Ferse gegen einen Eimer. „Bei den Zwölfen“, keuchte er, und nun war in seinem Gesicht nichts mehr von der dumpfen Kraft eines Erdarbeiters, sondern die nackte Angst eines Kindes. „Das ist meine Mutter.“ Niemand sprach. Selbst die Möwen über dem Wasser schienen in diesem Augenblick verstummt zu sein. Aus dem Schacht stieg der kalte Geruch nassen Steins, und darunter lag etwas Süßliches, kaum merklich, als sei tief unten ein Kranz verwelkter Blüten im Wasser verfault.

Lysandra zwang sich zur Bewegung. Sie nahm Iraldo die Bleitafel aus den Händen, obwohl die Kälte des Metalls ihr bis in den Arm

fuhr, und befahl mit knapper Stimme, die Zisterne zu räumen, den Rand zu sichern und niemanden mehr allein an die Brunnen zu lassen. Darion wollte widersprechen, das sah sie an dem Zug um seinen Mund, doch er hielt inne, als die Stimme ein zweites Mal aus der Tiefe kam, nun undeutlicher, wie hinter Wasser gezogen. Tavio sank auf ein Knie, als müsse er hinabhören. Rondriga packte ihn grob an der Schulter und riss ihn zurück, gerade noch rechtzeitig, bevor er über den Rand geraten konnte. Iraldo stand da mit schlaffen Händen, die Wachstafel an seine Brust gedrückt, und starrte auf die Nägel in dem gefalteten Blei, als hätten sie ihm bereits etwas gesagt, das keine fromme Mahnung mehr ungeschehen machen konnte.

So begann der Tag nicht mit einem Fund allein, sondern mit einer Stimme, die schon sprach, ehe man sie lesen konnte. Und während Lysandra das nasse Gewicht der Tafel in das Schriftzelt trug, wusste sie mit wachsender Beklemmung, dass das Lehrhaus sie nicht empfangen hatte wie einen Gast. Es hatte geantwortet.

Der Vormittag stand schon hell über dem Lager, doch die Helle brachte keine Erleichterung. Sie lag nur scharf auf jedem Brett, jeder Schaufel, jedem nassen Stein, als wolle der Tag selbst bezeugen, was geschehen war. Vor dem ersten Freilegungssektor hatte man die Männer zurückgehalten. Niemand sprach laut. Das Murmeln der Arbeiter klang wie das Rascheln trockener Halme, und selbst dort, wo man ein Fluchen oder einen derben Scherz erwartet hätte, blieb die Rede gedämpft, als könne ein falsches Wort aus dem Boden eine Antwort holen. Die wasserverkrustete Seitenversiegelung hob sich bleich und stumpf aus dem freigelegten Mauerwerk. Salzausblühungen fraßen sich in die Fugen. Ein schmaler Riss lief wie eine dunkle Ader durch die

Kalkschicht. Lysandra ai Sahir ya Kuslik stand davor mit verschränkten Händen und sah lange genug hin, um nicht nur die Schäden zu erkennen, sondern die Absicht dahinter. Dies war kein bloß zugemauerter Durchlass. Jemand hatte diese Stelle verschlossen, um einen Weg zu bannen, und nicht, um ihn später mit Hammer und Haken wiederzufinden.

Iraldo Nivelle hielt sich etwas hinter ihr, die Wachstafel an die Brust gedrückt, als müsse er sich damit gegen den Ort wappnen. Er hatte die halbe Nacht kaum geschlafen; das sah man seinem Blick an, der zu rasch zwischen der Wand, Lysandra und dem Brunnenschacht hin und her sprang. Rondriga Paligan war mit zwei Leuten bei den Geräten geblieben und gab nur das Nötigste weiter. Seit der Stimme aus dem Schacht hatte sie eine neue Art von Vorsicht in ihren Bewegungen, keine fromme Scheu, sondern die Wachsamkeit eines Menschen, der nun weiß, dass ein Unfall nicht nur ein Unfall sein muss. Weiter hinten, unter dem flatternden Tuch am Kartenpult, wartete Darion Mercatio di Vascello in heller Reisekleidung, die schon Staub angesetzt hatte, ohne ihren Anspruch auf Vornehmheit zu verlieren. Sein Gesicht blieb beherrscht, doch unter dieser Fassung lebte ein Drängen, das Lysandra nun deutlicher spürte als an den Tagen zuvor. Leudero Salkya von Ruthor war erst kurz nach Sonnenaufgang eingetroffen. Er hatte den Schacht gesehen, die Männer verhört und den Fund nur einen Augenblick betrachtet, ehe er seine ersten Urteile sprach. In seiner breiten Stirn und in dem blanken Ernst seiner Haltung lag nichts Zögerndes. Für ihn war ein Ding entweder ehrbar oder frevelhaft, und der Augenblick, in dem man lange genug prüfte, roch ihm schon nach Feigheit.

„Die Ritzungen widersprechen einander“, sagte Lysandra, ohne sich umzuwenden. Ihre Finger schwebten über den verkrusteten Zeichen an der Seitenversiegelung, berührten sie aber nicht. „Seht hier. Die äußere Formel will Schutz anzeigen, doch darunter

laufen Befehlsformen. Nicht offen, nur gebrochen. Wer dies setzte, wollte, dass ein flüchtiger Leser an einen gewöhnlichen Verwahrungsbrauch glaubt.“ Iraldo trat näher und nickte mit jener hastigen Gelehrtenandacht, die sie an ihm ebenso schätzte wie fürchtete. Er erkannte es nun auch: einzelne Wendungen, die im ersten Blick wie fromme Mahnung wirkten, kippten beim zweiten in eine Sprache des Zwangs. Nicht offen genug, um schon Gewissheit zu geben, doch deutlich genug, um Vorsicht zu gebieten. Lysandra spürte, wie der kalte Faden in ihrem Nacken sich straffzog. Das Mauerstück schien unter der dünnen Kalkhaut nicht tot, sondern wartend.

Darion trat aus dem Schatten des Tuchs und kam an die Freilegung heran, als gehöre der Boden ihm schon bis in den letzten Stein. „Dann ist es umso nötiger, zu sehen, was dahinter liegt“, sagte er in sanftem Ton. „Ein verschlossener Raum, ein täuschender Wortlaut und Stimmen aus einem Brunnen: Wer jetzt Halt befiehlt, ruft erst recht Gerede hervor.“ Lysandra wandte ihm endlich das Gesicht zu. „Gerede ist nicht das Schlimmste, das dieser Ort hervorbringen kann.“ Er lächelte knapp, doch sein Lächeln fand keinen Grund zum Bleiben. „Wir haben Geld, Arbeitskraft und Schutz für diese Grabung aufgeboten, nicht um vor einer Mauer zu kapitulieren.“ Das Wort war mit Bedacht gewählt. Nicht Vorsicht, nicht Prüfung, sondern Kapitulation. Er gab dem Zögern den Klang der Schande. Leudero Salkya nahm es sogleich auf. Er trat an die andere Seite der Versiegelung, legte die Hand an den Schwertgurt und betrachtete die bleichen Krusten mit unverhohlenem Missfallen.

„Wenn hier Frevel verborgen liegt“, sagte er, „dann ist langes Grübeln ein Dienst am Frevler.“ Seine Stimme war nicht laut, und doch trug sie über den Platz, sodass mehrere Arbeiter die Köpfe hoben. „Schon jetzt haben wir eine Stimme aus der Tiefe und Männer, die sich ängstigen wie Kinder im Fieber. Soll das

anwachsen, weil niemand den Mut hat, den Stein zu öffnen?“ Rondriga verzog das Gesicht, sagte aber nichts. Sie kannte den Ton, in dem solche Sätze Unheil in Pflichterfüllung verwandeln. Lysandra merkte, wie ihr Ärger aufstieg, heiß und unerquicklich in der Brust, und bezwang ihn erst, indem sie wieder auf die Schrift sah. Nein, nicht unerquicklich — unerträglich. Sie zwang ihren Atem zur Ruhe. „Mut ist hier nicht das rechte Maß“, erwiderte sie. „Wer diese Sperre gesetzt hat, wollte nicht nur verbergen. Er wollte binden. Seht die Schichtung, die Nagellöcher, die Führung der Fuge. Das ist kein Lagerraum, und keine fromme Gruft. Wer blind daran geht, kann mehr lösen als bloß Stein.“

Leudero sah sie an, als prüfe er nicht ihre Worte, sondern ihre Standfestigkeit. „Oder Ihr fürchtet, dass ein anderer vor Euch erkennt, was dort unten ruht.“ Der Satz war nicht grob gesprochen, gerade darum traf er. Iraldo hob den Kopf, als wolle er widersprechen, doch Lysandra schnitt ihm den Versuch mit einer kleinen Handbewegung ab. Darion schwieg nun, und eben dieses Schweigen verriet, wie willkommen ihm der Angriff des Rondrianers war. Er brauchte den offenen Streit nicht selbst zu führen, solange ein anderer ihn im Namen der Lauterkeit austrug. Im Lager regte sich das Murmeln abermals. Ein paar Arbeiter sahen schon nicht mehr zur Wand, sondern auf Lysandra, als hinge an ihrem nächsten Wort ab, ob dies noch eine Grabung sei oder schon ein Ort, an dem Männer in heilige Gefahr geschickt würden.

Lysandra trat so nahe an die Seitenversiegelung, dass der feuchte Stein Kühle gegen ihr Gesicht warf. Im unteren Bereich erkannte sie nun eine Folge kleiner Einschnitte, kaum breiter als ein Fingernagel. Wasser hatte sich darin gesammelt und schimmerte schwarz. Zu viele für zufällige Schäden. Zu regelmäßig für bloße Zier. Ihr kam mit jähem Unbehagen der Gedanke, dass hier einst

nicht nur Mörtel und Kalk verwendet worden waren. Vielleicht hatten Namen in den Fugen gelegen. Vielleicht Blut. Vielleicht beides. Doch was ihr fehlte, war Gewissheit, und eben diese Lücke machte den Ort so gefährlich. Wer jetzt handelte, handelte halb blind. Wer nicht handelte, ließ andere handeln.

„Niemand rührt die Sperre an, ehe ich die Zeichen vollständig erfasst habe“, sagte sie endlich und richtete sich auf. „Die Tafel aus der Zisterne wird mit den Markierungen hier verglichen. Der Schacht bleibt bewacht. Jede Öffnung ohne Lesung geschieht gegen meinen Rat und gegen die Ordnung einer sauberen Freilegung.“ Das war klar gesprochen, doch noch ehe der Befehl im Raum festen Grund gewann, antwortete Darion mit jener höflichen Milde, die mehr Druck ausübte als ein gebrüllter Fluch. Er erinnerte an Verträge, an zugesagte Fristen, an die Männer, die bezahlt werden wollten, und an die Gerüchte, die längst nach Kuslik liefen. Leudero fügte hinzu, öffentliches Zögern nähre den Verdacht, man wolle etwas verbergen. Ein verborgenes Übel gewinne nicht an Reinheit, nur weil man es mit Schreibfedern umkreise. Shanaya di Lacara, die bis dahin still geblieben war, hob nun an, man dürfe Relieffeste oder Weihzeichen nicht ohne kundige Prüfung beschädigen; manches, was roh und verstörend erscheine, sei nicht Frevel, sondern entstellte Kultform vergangener Zeiten. Damit wurde die Lage nicht lichter, sondern trüber. Jeder am Platz hatte plötzlich einen Grund, die Wand anders zu lesen, und jeder dieser Gründe trug das Ansehen einer Pflicht.

Für einen Augenblick stand das Lager wie in gespannter Starre. Ein Zugwind strich aus dem offenen Schachtgang herüber und ließ die Leinwand eines Zeltes flattern. Irgendwo fiel ein Gerät um. Einer der Arbeiter fluchte leise und sofort wieder leiser, als schäme er sich vor dem Ort selbst. Lysandra sah in die Gesichter ringsum und begriff mit kalter Klarheit, dass die Wahrheit hier

nicht deshalb verhüllt war, weil niemand sie suchte. Sie war verhüllt, weil jeder eine andere brauchte: Darion die Wahrheit des Besitzes, Leudero die Wahrheit des Frevels, Shanaya die Wahrheit der Bewahrung, die Arbeiter die Wahrheit, mit der sie am Abend nach Hause gehen konnten, ohne im Dunkeln Stimmen zu hören. Und sie selbst brauchte die Wahrheit der Deutung, weil alles andere bedeutete, dass ihr Wissen an dieser Mauer endete.

Als sie sich abwandte, um die Abschrift der Zeichen anzuordnen, wusste sie schon, dass ihr Befehl den Streit nicht geschlichtet hatte. Er hatte ihn nur in die Länge gezogen. Hinter ihrem Rücken begann das Gemurmel von Neuem, nun schärfer, spitzer, mit Namen darin. Nicht mehr viel fehlte, und einer würde aus Pflicht, Kränkung oder Ehrgeiz zur Brechstange greifen. Die Mauer stand noch. Aber sie war nicht länger ein Stein im Erdreich. Sie war zur Frage geworden, und Fragen dieser Art bleiben selten lange unberührt.

Der Mittag lastete schwer auf dem freigelegten Mauerwerk, und die Hitze machte den feuchten Stein nicht freundlicher, sondern nur dumpfer, als liege ein Fieber über der ganzen Anlage. Wo am Vormittag noch geredet, abgewogen und mit halber Stimme gestritten worden war, stand nun eine entschiedene Unruhe im Lager, die sich in hastigen Wegen, scharfen Blicken und abgerissenen Antworten zeigte. Vor der geweißten Seitenkammer hatten sich mehr Menschen versammelt, als Lysandra ai Sahir ya Kuslik erlaubt hätte. Arbeiter, Schreiber, Träger, selbst zwei Knechte aus Darions Gefolge hielten sich am Rand des freigelegten Sektors, als müsse jeder mit eigenen Augen sehen, was an der Sperre geschehe. Die Luft roch nach nassem Kalk, erhitztem Tauwerk und jenem kalten Wasserhauch, der aus

den tieferen Gängen drang und sich selbst im Sonnenlicht nicht verlor. Lysandra stand mit angespannten Schultern vor der Versiegelung und wusste, noch ehe das erste Werkzeug gehoben wurde, dass ihr Rat nur noch ein dünner Wall gegen fremden Willen war.

Darion Mercatio di Vascello hatte seine Leute ohne Lärm, aber mit unzweifelhafter Absicht an den Rand des Sektors gestellt. Einer reichte Haken, ein anderer hielt Meißel und Hammer bereit, und jeder von ihnen mied es, Lysandra offen ins Gesicht zu sehen. Leudero Salkya von Ruthor stand auf der anderen Seite der Sperre, breitbeinig, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, als wolle er sich selbst zur Ruhe zwingen. Gerade diese angestrengte Ruhe verriet, wie sehr auch ihn der Ort aufstachelte. Rund um die Freilegung hatte sich das Murmeln verdichtet. Shanaya di Lacara warf noch Einwendungen wegen möglicher Bildreste und heiliger Zeichen ein, doch ihre Worte verloren sich in dem raueren Begehren nach Tat. Rondriga Paligan trat zu Lysandra und sagte leise, zwei Männer hätten in der Nacht wieder Stimmen am Schacht gehört, einer davon habe schwören wollen, der Tote habe seinen Geburtsnamen gekannt. Es war keine Nachricht, die den Ort sicherer machte. Es war nur ein weiteres Zeichen dafür, dass die Zeit nicht für sie arbeitete.

„Niemand schlägt diese Wand an“, sagte Lysandra noch einmal, und nun war in ihrer Stimme eine Schärfe, die sie den ganzen Vormittag niedergehalten hatte. „Nicht vor vollständiger Lesung, nicht ohne Sperrung des Brunnens, nicht unter diesem Gedränge.“ Sie wandte sich nicht an alle, sondern an Darion, denn von ihm ging der eigentliche Druck aus, auch wenn Leudero ihn lauter machte. Darion erwiderte mit jener blanken Höflichkeit, die mehr verletzen konnte als ein grobes Wort. Er sprach von Verantwortung gegenüber den Geldgebern, von dem Schaden, den jedes weitere Zögern anrichte, und von der Pflicht,

einen womöglich frevelhaften Raum nicht unbehelligt zu lassen, während aus seinem Schacht schon tote Stimmen aufstiegen. Leudero griff das sogleich auf. „Wer jetzt zögert“, sagte er, ohne die Stimme zu heben, „gibt dem verborgenen Unrat Zeit, Wurzel zu schlagen. Wenn dort unten Totenwerk ruht, dann ist Säumen kein Maß der Klugheit, sondern der Feigheit.“ Einige Arbeiter senkten daraufhin den Blick. Andere hoben ihn erst recht. Das Wort Feigheit stand nun im Raum wie eine gezogene Klinge.

Lysandra wollte antworten, doch in diesem Augenblick trat einer von Darions Leuten vor, als gehorche er nicht einem Befehl, sondern einer Stimmung, die längst nach einem Leib suchte. Er setzte den Eisenkopf des Meißels an den Rand der versinterten Fuge. Für einen Herzschlag geschah nichts. Dann fuhr Lysandra herum, rief ihm Einhalt zu und machte einen Schritt vor. Zu spät. Der erste Schlag fiel hart und kurz. Ein Splitter weißer Kruste sprang von der Wand. Nicht groß, nicht tief, und doch fuhr ein Laut durch den Gang, als habe der Stein selbst den Stoß gespürt. Es war kein Knacken des Mauerwerks. Es klang eher wie ein fernes Einziehen von Atem. Mehrere Menschen wichen unwillkürlich zurück. Der Mann mit dem Hammer hob die Hand nicht noch einmal. Er sah bleich auf die Stelle, wo die Fuge aufgebrochen war, als blicke ihm etwas aus einem Nadelöhr entgegen.

„Zurück!“, fuhr Lysandra ihn an, und diesmal wich er wirklich. Doch Leudero trat bereits näher, als müsse der begonnene Frevel, sobald er schon geschehen war, nun in eine geordnete Handlung überführt werden. „Jetzt erst recht“, sagte er, und seine Stirn glänzte vor Hitze. „Ein halber Griff macht die Sache nicht reiner.“ Rondriga fluchte unter dem Atem. Shanaya wich einen Schritt zurück und hielt die Hand vor den Mund, weil an der aufgesprungenen Stelle unter der Kalkhaut nicht dunkles Erdreich sichtbar wurde, sondern etwas, das wie mit Wasser

geschwärztes Metall aussah. Lysandra beugte sich vor, ohne es zu berühren. Hinter der Sperrschicht lag eine zweite Lage, schmal und hart, durchzogen von feinen Ritzungen. Wieder Schrift. Wieder Zwang zur Lesung. Und gerade das hätte jeden vernünftigen Menschen innehalten lassen müssen. Doch Vernunft hatte an diesem Ort ihren festen Tritt verloren.

Der zweite Schlag fiel nicht von Darions Mann, sondern von einem der rondrianischen Begleiter, der den Hammer an sich genommen hatte, als dürfe aus einer üblen Handlung durch offenen Mut noch Pflicht werden. Diesmal brach ein größeres Stück aus der Fuge. Weißer Staub stob auf. Dann kam der Luftzug. Er fuhr aus dem Spalt mit einer Kälte, die nicht zur Jahreszeit passte, und traf die Versammelten mit solcher Plötzlichkeit, dass mehrere gleichzeitig den Atem anhielten. Er roch nach altem Wasser, nach Stein, nach etwas Süßlichem, das längst hätte vergangen sein müssen, und darunter lag ein strenger Beigeschmack wie von nasser Asche. Die Leinwand des nahen Zeltel schlug flatternd an ihre Stangen. Iraldo Nivelles ließ seine Wachstafel fallen. Einer der Arbeiter schlug sich abermals das Boronsrad und stieß einen halben Schrei aus, den er gleich darauf mit der Faust erstickte.

Aus dem Brunnenschacht kam in demselben Augenblick die Stimme. Nicht die Frauenstimme vom Morgen. Dies hier war eine tiefere, rauere Stimme, und sie hatte etwas so Gewöhnliches im Klang, dass gerade darin das Entsetzen lag. Kein hohles Heulen, kein unirdisches Wispern, sondern der Ton eines Mannes, der vor Jahren gelebt und gesprochen hatte, an einem Tisch vielleicht, auf einem Hof, in einer Werkstatt, mitten unter den Seinen. „Jorun“, sagte die Stimme, ganz schlicht, und der ältere Träger neben dem Tauwerk wurde so bleich, als habe man ihm mit einem Schlag das Blut aus dem Gesicht gezogen. Seine Knie gaben nach. „Nein“, murmelte er erst, dann lauter, und seine Augen starrten nicht in

den Schacht, sondern an ihm vorbei, als sähe er durch Zeit und Erde hindurch. „Das ist mein Bruder.“

Was nun geschah, geschah nicht wie in einer geordneten Folge, sondern als Riss durch mehrere Willen zugleich. Der Träger machte einen taumelnden Schritt auf den Schacht zu. Rondriga griff nach ihm. Er riss sich los mit einer Kraft, die mehr aus Schrecken als aus Absicht kam. Leudero fuhr halb herum, weil er zwischen Wand und Brunnen wählen musste. Darion rief etwas, das im plötzlichen Lärm verloren ging. Iraldo hob die Wachstafel auf und starrte auf die Fuge, als glaube er, die Stimme müsse mit dem aufgebrochenen Zeichen zusammenhängen. Lysandra selbst hatte für einen einzigen, schändlich kurzen Augenblick das Gefühl, als ziehe der kalte Luftzug nicht nur an ihrem Gewand, sondern hinter den Augen an einem Gedanken, den sie nicht fassen konnte. Es war, als wolle der Gang hinter der Wand sie erinnern, noch ehe sie etwas von ihm wusste.

Dann brach der Lärm aus. Der Träger schrie den Namen seines Bruders in den Schacht hinab. Jemand rief, man solle ihn halten. Shanaya betete mit leiser, bebender Stimme, ohne dass ihre Worte noch eine Form hatten. Leudero befahl, den Platz zu räumen, und derselbe Befehl klang in dieser Verwirrung wie ein weiterer Stoß. Rondriga warf sich dem taumelnden Mann endlich mit dem ganzen Gewicht entgegen und brachte ihn zu Fall, hart auf die Bohlen, sodass beide im Staub rangen wie Feinde. Darion fluchte nun offen. Nicht aus Furcht vor Frevel, sondern aus Zorn darüber, dass der Ort sich jeder Führung entzog. Lysandra trat zwischen Wand und Menschen, hob beide Arme und schrie mit solcher Gewalt nach Stille, dass für einen Atemzug wirklich Stille entstand.

Gerade in dieser Stille kam die Stimme ein zweites Mal, nun nicht aus dem Schacht allein, sondern wie durch Rohr und Stein zugleich gezogen. Sie sagte keinen Namen. Sie sprach nur zwei

Worte, leise und fast vertraulich, und doch war es, als würden sie jedem anders gelten. Iraldo hob den Kopf mit einem Ausdruck, der Lysandra bis ins Mark fuhr, weil darin Erkennen und Verlorenheit zugleich lagen. Der ältere Träger begann zu weinen, ohne Laut, nur mit offenem Mund. Leudero wich einen halben Schritt zurück, obwohl er es selbst wohl nicht gewahrte. Und Darion, dessen Gesicht bislang so fest gewesen war, sah für den Bruchteil eines Augenblicks nicht aus wie ein Herr über Männer und Vorräte, sondern wie jemand, der eine Rechnung aufgeschlagen findet, die längst auf seinen Namen geschrieben war.

Lysandra begriff in diesem Augenblick nicht den Sinn des Ortes, wohl aber seine Art. Die Öffnung hatte keine Antwort hervorgebracht. Sie hatte eine Beziehung freigelassen. Was hinter der Sperre lag, sprach nicht zu allen gleich, nicht nach Ordnung, nicht nach Wahrheit, sondern entlang der Furcht, der Schuld und der nie ganz begrabenen Bindung. Eben darum war jeder weitere Schlag gefährlicher, als es Stein und Werkzeug je erkennen ließen. Sie befahl mit heiserer Stimme, die Kammer sofort zu räumen, den Brunnen zu verhängen und jede weitere Arbeit einzustellen. Dieses Mal gehorchten genug, weil niemand mehr behaupten konnte, es sei nur Einbildung gewesen.

Als man den älteren Träger fortschaffte und Rondriga mit Kalkstaub im Haar und einem zerrissenen Ärmel wieder aufstand, blieb die aufgebrochene Fuge offen wie ein schwarzer Nagelriss im Leib der Mauer. Aus ihr kam kein weiterer Laut. Nur die Kälte blieb, unpassend zur Mittagsstunde, und ein feiner Geruch von altem Wasser, der sich an Haut und Stoff heftete, als wolle der Ort mit den Menschen gehen. Lysandra stand noch einen Augenblick davor und hasste in stiller Klarheit nicht nur Darions Drängen und Leuderos Eifer, sondern auch den kleinen, harten Teil in sich selbst, der wissen wollte, was hinter der zweiten Lage

lag. Denn eben dieser Wunsch machte den Gang so gefährlich. Er brauchte keine Dummheit. Er brauchte nur den Hunger nach der nächsten Lesung.

Der späte Nachmittag legte ein müdes, gelbliches Licht über das Lager, doch die Müdigkeit des Tages hatte nichts Sanftes. Sie hing in den Tüchern des Schrifzeltels, in den nassen Säumen der aufgehängten Leinen, im klebrigen Staub auf den Bohlen und in den Gesichtern derer, die seit Mittag zu viel gesehen und doch nichts begriffen hatten. Vor dem Zelt lagen Kisten mit Funden, sorgfältig geordnet und doch von einem stummen Vorwurf umweht, als hätte jede von ihnen etwas in das Lager getragen, das nicht mehr in seine alte Ruhe zurückwollte. Aus der Richtung der Zisterne drang kein Ruf mehr herüber, nur das gelegentliche Knarren eines Seiles und das matte Anschlagen von Holz auf Stein. Lysandra ai Sahir ya Kuslik saß an dem langen Tisch unter der Zelthaut und hatte die nasse Bleitafel auf ein Tuch gelegt, als wäre es ein fieberndes Kind, das man nicht aus dem Blick lassen durfte. Neben ihr lagen Abschriften, lose Blätter, Wachstafeln mit flüchtigen Zeichen und ein schmaler Stab aus dunklem Holz, mit dem sie Linien nachfuhr, ohne das Metall zu berühren. Iraldo Nivelles stand an der anderen Seite des Tisches und schrieb mit verkrampfter Sorgfalt, doch seine Finger zitterten bis in die Feder.

Die Stimmen aus Schacht und Kammer hatten den Nachmittag nicht nur verdüstert, sondern die Ordnung der Gedanken selbst angeritzt. Lysandra merkte es an jedem Satz, den sie prüfte. Was am Morgen noch wie ein verschlossener Fund aus alter Zeit vor ihr gelegen hatte, war nun zu etwas geworden, das schon im Lesen Widerstand leistete. Die durch Nägel zusammengehaltene Faltung der Tafel hatte sie noch nicht lösen lassen. Stattdessen

verglich sie die sichtbaren Ritzungen der Außenseite mit den Zeichenfolgen an der Seitenversiegelung, und je länger sie hinblickte, desto weniger glaubte sie an einen bloßen Wechsel der Schreibschulen oder an verwitterte Formelreste. Bestimmte Wendungen tauchten an beiden Stellen auf, erst wie übliche Schutzbitten, dann in kaum merklicher Brechung als Zwangsrede. Ein Name stand nicht einfach für eine Person. Er stand wie ein Griff im Satz, wie ein Gelenk, an dem sich der Sinn knicken ließ. Das war kein bloßes Gelehrtenwerk. Es war eine Sprache, die etwas tat.

„Hier“, sagte Iraldo und legte den Federstiel auf eine Abschrift, ohne sie ganz loszulassen. „Die gleiche Folge. Nur anders gestellt.“ Seine Stimme war heiser vom Schweigen der letzten Stunden. Lysandra beugte sich vor. Zwischen krummen Linien und rasch gesetzten Randzeichen hatte er recht. Dieselben Wortteile, die an der Wand als Mahnung gegen unberufene Hände erschienen, schoben sich auf der Tafel in eine Form, die weniger nach Bitte als nach Anweisung roch. Nicht offen genug, um sie einem unkundigen Auge preiszugeben. Nicht verborgen genug, um sie einer geübten Leserin ganz zu verhehlen. Lysandra strich sich eine lose Haarsträhne aus der Stirn und spürte, wie sich ihr Unbehagen zu etwas Schärferem verdichtete. Es war, als sitze hinter jedem schönen oder würdevollen Ausdruck ein zweiter Mund, der dasselbe in den Willen hineinfraß.

Vor dem Zelteingang blieb eine Gestalt stehen. Shanaya di Lacara trat ein, ohne die Stimme zu heben, und schon ihre bloße Gegenwart änderte den Ton des Raumes. Sie brachte den Duft eines leichten Öls und den kühleren Hauch des Abends mit herein, und beides stand seltsam gegen den Moder der Tafel an. Ihr Blick glitt nicht zuerst zu Lysandra, sondern auf die beiseitegelegten Fragmente von Reliefkalk, die man nach der Öffnung aus der Seitenkammer geborgen hatte. Auf einem von

ihnen war noch die Rundung einer Wange zu erkennen, auf einem andern eine Hand, fein und fast zärtlich gearbeitet, nur durch den Zahn der Zeit und den Belag des Wassers entstellt. Shanaya trat näher, hob eines der Stücke vorsichtig an und betrachtete es so lange, bis selbst Iraldo mit seinem hastigen Federkratzen innehielt.

„Das ist keine rohe Schändung“, sagte sie schließlich, mehr zu den Stücken als zu den Menschen. „Seht die Führung der Finger, die Biegung des Halses, die Linie hier. Verstört, ja. Entstellt durch Wasser, durch Schlamm, durch die Schuld späterer Hände vielleicht. Aber nicht ohne Andacht geschaffen.“ Lysandra hob langsam den Blick. Shanayas Worte waren nicht töricht. Gerade das machte sie gefährlich. Denn auch sie sah etwas Wahres: nicht rohe Hast, nicht stumpfen Prunk, sondern Sorgfalt, Maß, ein Bemühen um Schönheit oder doch um die Anmut ihres Scheins. Die Hand des Bildhauers war nicht die eines bloßen Grabräubers gewesen. Vielleicht war eben dies die tiefere Verdorbenheit. Dass Grausamkeit hier nicht in Fratzen, Blutmalen und offenem Hohn auftrat, sondern im Gewand einer Kunst, die den Blick zum Verweilen verführte.

„Schönheit beweist nichts“, sagte Lysandra. Sie sprach leiser, als sie wollte, und darum wirkte der Satz nicht wie Widerspruch, sondern wie Müdigkeit. Shanaya legte das Fragment behutsam zurück. „Nicht Unschuld“, erwiderte sie, „aber auch nicht notwendig das, was der Herr von Ruthor schon daraus machen will. Wenn man solche Reste voreilig als Frevelgut behandelt, zerstört man womöglich den letzten Schlüssel zu ihrem Sinn.“ Iraldo sah zwischen beiden hin und her. Er war zu jung, um ganz zu verbergen, wie sehr ihn die bloße Anwesenheit zweier so verschiedener Gewissheiten erschütterte. Lysandra wusste, dass Shanaya mit ihren Schutzworten grobe Hände fernhielt. Sie wusste auch, dass eben diese Worte die falsche Hoffnung nährten,

man habe es mit einer verstörten, aber lesbaren Lehre von Liebe, Trauer oder Weihe zu tun. Eine solche Hoffnung war trügerisch. Doch gerade weil sie trügerisch war, fand sie leicht Gehör bei allen, die sich nach einem Sinn sehnten, der nicht in nackten Zwang mündete.

Lysandra griff nach einer Abschrift der Wandzeichen und schob sie Shanaya über den Tisch. „Seht diese Form“, sagte sie. „Hier scheint erst von Bindung im Andenken die Rede zu sein. Dann kippt das Verb. Es bedeutet nicht mehr bewahren, sondern halten. Nicht mehr ehren, sondern fesseln. Nur um einen Hauch, nur in der Stellung. Darum überliest man es beim ersten Blick.“ Shanaya neigte sich über das Blatt. Ihr Gesicht blieb gefasst, doch um den Mund trat jener geringe Zug, der verriet, dass auch sie den Bruch nun sah. „Oder“, sagte sie nach einer Weile, „dass jemand spätere Zeichen über einen älteren Sinn gelegt hat.“ Lysandra schwieg. Das war möglich. Es war sogar verlockend. Ein älteres Haus der Lehre, später entstellt durch fremde Hände, eine gute Form, in die ein böses Nachwerk gefahren war. Dieser Gedanke hätte vieles leichter gemacht. Man hätte trennen, retten, reinigen können. Aber das Gefühl, das sich seit dem Morgen in ihr festgesetzt hatte, sprach gegen eine solche Milde. Nicht weil sie dunkler, sondern weil sie schlüssiger war.

Draußen schlug Wind gegen die Zelthaut. Von fern klang ein kurzer Streit auf, ein Name, dann wieder Stille. Iraldo fuhr so heftig zusammen, dass Tinte über den Rand seiner Schreibtasche spritzte. Lysandra bemerkte es und zugleich, dass er seit einiger Zeit immer wieder auf dieselbe Zeichenfolge sah, nicht aus Gelehrsamkeit, sondern wie einer auf eine Wunde blickt, die er nicht lassen kann. „Genug für heute“, sagte sie, ohne Härte. „Ihr schreibt nur noch die Randmaße und bringt dann alles unter Verschluss.“ Iraldo nickte zu rasch. Als er die Feder neu ansetzte, merkte Lysandra, dass er im Wachs nebenbei schon zweimal

dieselben drei Buchstaben eingedrückt hatte. Kein ganzer Name. Nur der Anfang davon. Sie sagte nichts. Noch nicht. Denn sie wusste selbst nur zu gut, wie schnell ein Auge von diesen Zeichen festgehalten wurde, wenn es einmal zu lange auf ihnen geruht hatte.

Shanaya strich mit einer vorsichtigen Bewegung über die Luft über dem Reliefstück, ohne es zu berühren, als wolle sie die Form ehren und das Ding selbst meiden. „Es gibt Werke“, sagte sie, „die verdorben sind und doch mit solcher Sorgfalt gemacht, dass ihre Vernichtung ebenfalls ein Frevel wäre. Nicht jeder schmerzliche Anblick ist eine Lästerung.“ Lysandra antwortete nicht sogleich. Ihr Blick ruhte auf der Bleitafel, deren Nägel stumpf im abnehmenden Licht glänzten. Sie dachte an die Stimme im Schacht, an die Kälte aus der geborstenen Fuge, an den älteren Träger, der beim Klang des Brudernamens zusammengebrochen war, als sei ihm das Innerste geöffnet worden. Nein, nicht jeder schmerzliche Anblick war Lästerung. Aber manches wurde gerade dadurch wirksam, dass es den Schmerz in eine schöne Form brachte.

„Vielleicht“, sagte sie schließlich, „liegt eben darin die größte Tücke.“ Shanaya sah sie fragend an. Lysandra deutete auf die Zeichen, auf die Relieffreste, auf die Nägel in dem gefalteten Blei. „Dass es nicht roh genug ist, um sogleich abgestoßen zu werden. Dass man davorstehen und meinen kann, man habe es nur mit entstellter Andacht zu tun. Vielleicht ist die Zier nicht der Rest des Guten, sondern das Gewand dessen, was bindet.“ Sie hatte nicht sagen wollen, was sie seit Stunden ahnte, und doch war es nun ausgesprochen. Nicht als Gewissheit. Nur als Satz, der im Raum blieb und ihn kälter machte.

Shanaya erwiderte nichts mehr. Sie senkte den Blick auf die Fragmente, und zum ersten Mal seit ihrem Eintritt wirkte ihre Ruhe nicht wie Schutz, sondern wie ein dünner Schleier

überwachsender Bestürzung. Iraldo schrieb weiter, doch sein Federkratzen hatte nun etwas Zwanghaftes. Draußen begann das Licht zu sinken. Durch die Zelthaut drang das gedämpfte Rufen der Lagerwachen. Der Tag neigte sich seinem Ende zu, ohne dass irgendetwas zu Ende gekommen wäre. Lysandra legte beide Hände flach auf den Tisch und spürte, wie unter Brettern, Tüchern, Schriften und Funden eine andere Ordnung arbeitete, geduldig und lautlos, als warte sie nur darauf, dass einer aus Hunger nach Deutung den nächsten Schritt tue.

Das Lager stritt noch immer darüber, was schön genug war, um bewahrt zu werden. Lysandra aber ahnte mit wachsender Kälte, dass manche Dinge gerade darum gefährlich wurden, weil sie den Blick nicht abstießen, sondern hielten.

Die erste Nacht lag über dem Grabungslager wie ein nasses Tuch, schwer und ohne Trost. Das letzte Abendrot war längst aus dem Seitenkanal gewichen, doch die Finsternis brachte keine eigentliche Dunkelheit, sondern nur eine andere Art des Sehens. Zwischen den Pfählen, den halb geleerten Kisten und den flach aufgespannten Zelten stand das Licht weniger Öllampen, zitternd in jedem Luftzug, und machte aus Gesichtern etwas Unzuverlässiges. Ein Auge glänzte zu scharf, ein Mund lag zu bleich im Halbschatten, ein Gewandsaum schien sich zu regen, obwohl niemand ihn berührte. Vom Brunnen her kam das leise Knarren des Seils, das man zur Sicherung stehen gelassen hatte. Sonst war es still. Selbst die Männer an der Nachtwache sprachen nur mit gesenkter Stimme, als wollten sie nicht aus Versehen eine Antwort herbeirufen.

Im Schlafbereich der Schreiber hatte Iraldo Nivelle sich auf sein Lager gelegt, ohne die Kleider ganz abzulegen. Der Tag hatte ihn ausgehöhlt, doch die Müdigkeit wollte ihm kein Erbarmen gewähren. Jedes Mal, wenn er die Augen schloss, sah er die aufgesprungene Fuge der Seitenkammer und die geborstene Kalkhaut, aus der die Kälte hervorgefahren war wie aus einem geöffneten Grab. Vor allem aber hörte er wieder den Ton jener zweiten Stimme aus dem Schacht, obwohl sie nicht seinen Namen gerufen hatte. Das Entsetzliche daran lag gerade darin, dass sie irgendeinem andern gegolten hatte und doch das Gefühl zurückließ, beim nächsten Mal könne sie ohne Mühe auch ihn finden. Er wandte sich auf die eine Seite, dann auf die andere. Nebenan schnarchte einer der jüngeren Schreiber unruhig und verstummte plötzlich, als habe selbst der Schlaf an diesem Ort das Vertrauen verloren. Iraldo hob den Kopf. Jemand ging draußen an der Zelthaut entlang. Ein Schatten strich vorüber und war wieder fort.

Er sagte sich, es sei nur die Wache. Dann kam der Laut aus der Richtung des Brunnens. Nicht laut, nicht einmal deutlich, eher ein gehauchtes Ziehen, als riefe jemand aus weiter Tiefe gegen Wasser und Stein an. Iraldo lag still und wartete darauf, dass die Nacht den Laut verschluckte. Stattdessen folgte ein zweiter, und nun war darin ein Wort. Kein ganzes Wort zunächst, nur ein Ansatz, weich und fast zärtlich. Etwas in ihm spannte sich an, ohne dass er es hätte benennen können. Er richtete sich auf, tastete im Dunkeln nach seinem Mantel und trat aus dem Schlafzelt, ehe er noch den Entschluss dazu ganz gefasst hatte.

Draußen empfing ihn der Geruch des Kanals, faulig und kühl, und darüber der dünne Rauch der Wachtlaterne. Der Brunnenzugang lag nicht weit, doch in der Nacht schien der Weg länger als bei Tage. Bretter knackten unter seinen Sohlen. Ein Karren stand schief im Schatten, und für einen Augenblick meinte

er, hinter den Speichen ein Gesicht zu sehen, bleich und still. Als er stehen blieb, war da nur Leinwand. Er schalt sich selbst einen Toren und ging weiter. Die Männer an der äußeren Wache waren nirgends zu sehen. Vielleicht standen sie auf der anderen Seite des Ringes, vielleicht hatten sie sich nur abgewandt. Iraldo spürte den Anflug von Ärger, jener kleinen, alltäglichen Regung, die ihn davor bewahrte, die eigene Furcht zu groß werden zu lassen. Erst als die Stimme wiederkam, verlor auch dieser Ärger seinen Halt.

Sie kam aus dem Schacht, nun deutlich und mit einer Nähe, die wider die Natur war. Nicht wie ein Ruf über Entfernung, sondern wie eine Rede dicht am Ohr. „Iraldo“, sagte sie. Nur seinen Namen. Nichts weiter. Doch die Stimme traf ihn so unvermittelt, dass er mit beiden Händen nach dem Rand des Brunnens griff, um nicht einen Schritt zurückzuweichen. Er kannte diesen Klang. Nicht ganz. Nicht wie das sichere Wissen um eine Mutter oder einen Bruder. Aber nahe genug, um ihm das Herz zu verkeilen. Es war die Stimme einer Frau, die er seit Jahren nicht gehört hatte und nie ganz aus sich hatte vertreiben können: warm und weich an der Oberfläche, darunter mit jenem kaum merklichen Zug, der Anerkennung und Vorwurf zugleich tragen konnte. Damals in Kuslik hatte sie ihm gesagt, er sei klüger als die meisten, nur leider zu ängstlich, um daraus etwas zu machen. Später hatte sie einen anderen erhört. Das war lange her, und doch stand mit einem Mal die Scham jener Tage in ihm auf, als hätte sie im Brunnen nur auf ihren Einsatz gewartet.

„Wer ist da?“, flüsterte er, und schon während er sprach, hasste er die Armseligkeit dieser Frage. Der Schacht antwortete nicht sogleich. Unten gluckste irgendwo Wasser gegen Stein. Dann kam die Stimme wieder, leiser noch, beinahe freundlich. Sie nannte nicht nur seinen Namen, sondern sprach von seiner Hand, die immer zögere, von seinen Sätzen, die unter dem Blick der Gelehrten schrumpften, von der Art, wie er hinter Lysandra ai

Sahir ya Kuslik stehe, als könne ihre Gunst ihn zu einem Mann von Gewicht machen. Kein Wort daran war ganz falsch. Keines war ganz wahr. Gerade darin lag der Stich. Iraldo presste die Lippen aufeinander. Er wusste, dass er weichen, die Wache rufen, zu Lysandra gehen müsste. Stattdessen beugte er sich tiefer über den Schachtrand, als könne die Finsternis ihm die Gestalt der Sprecherin geben. Unten war nichts als schwarze Feuchte. Doch der Ton legte sich um ihn wie eine Hand, die zugleich lockte und an einer alten Wunde rührte.

„Du hättest gelesen, was sie nicht zu sagen wagt“, wisperte die Stimme. „Du hättest den Mut dazu gehabt.“ Iraldo schloss die Augen, und sofort stieg das Bild des Schriftzelts vor ihm auf, die Bleitafel auf dem Tuch, Lysandras ruhige Stirn, ihr knapper Befehlston, das Lob, das sie selten gab und das darum schwerer wog als jedes fremde. Er wusste selbst nicht, ob es Ehrgeiz war oder Liebe oder nur die armselige Not eines jungen Mannes, der sich an die Nähe eines größeren Geistes klammert. Die Stimme im Brunnen brauchte das nicht zu unterscheiden. Sie griff nur hinein. „Sie sieht dich nicht“, sagte sie, sanft wie eine Trösterin. „Nicht, solange du nur abschreibst, was andere entscheiden.“ Da wuch etwas in ihm auf. Nicht der Verstand. Der hielt sich noch, kümmerlich genug. Aber der Trotz, der sich so leicht in nächtliche Torheit verwandelt.

Hinter ihm knackte ein Brett. Iraldo fuhr herum. Niemand stand da. Nur die flatternde Lampe an einem Pfahl und der schwarze Gang zwischen den Zelten. Als er wieder in den Schacht hinabsah, war die Stimme nicht fort. Sie war nur nähergekommen, als wäre der Raum zwischen ihrem Ursprung und seinem Ohr kein rechter Raum mehr. Sie sprach nun einen Namen, erst undeutlich, dann klarer. Kein fremder Name. Nicht einer von den Arbeitern. Nicht einer aus dem Lager. Es war ein Frauenname, und mit ihm kam ein so heftiger Stoß aus Sehnsucht

und verletzter Eitelkeit, dass Iraldo die Stirn gegen den kalten Steinrand pressen musste. Er wollte den Namen nicht hören. Eben darum hörte er ihn umso deutlicher.

Als endlich Schritte hinter ihm laut wurden, war es beinahe zu spät. Einer der Nachtwächter kam um die Ecke des Prozessionsganges und rief ihn an, erst verwundert, dann barsch. Iraldo fuhr zurück, als sei er bei etwas Schändlichem ertappt worden. Die Stimme schwieg augenblicklich. Kein Nachhall blieb. Nur das Wasser unten, das wieder bloß Wasser zu sein schien. Der Wächter fragte, was er hier suche, allein, zur Nachtstunde, ohne Ruf und ohne Begleitung. Iraldo brachte keine rechte Antwort hervor. Er murmelte etwas von Unruhe, von einem Laut, den er geprüft habe. Der Mann sah ihn mit dem groben Misstrauen eines Nüchternen an, der schon zu viele feine Köpfe beim Unsinn ertappt hat. Schließlich schickte er ihn zurück ins Zelt und blieb selbst am Brunnen stehen, die Hand am Knauf seines Messers, als könne blankes Eisen gegen eine Stimme genügen.

Iraldo kehrte auf sein Lager zurück, doch der Schlaf kam ihm nicht mehr. Stattdessen holte er im fahlen Lampenschein ein Stück Holz hervor, das am Rand seines Pults gelegen hatte, dann ein Stück Kreide, dann den Griffel. Zuerst wollte er nur die Zeichenfolge festhalten, die ihm am Abend aufgefallen war, um sie am Morgen nicht zu verlieren. Doch die Hand gehorchte einem anderen Zwang. Sie schrieb nicht den Satz, nicht die Formel, nicht die gebrochene Mahnung von der Wand. Sie schrieb den Namen. Einmal, klein und hastig. Dann noch einmal, tiefer eingeritzt. Als er innehielt, merkte er, dass seine Finger schmerzten. Auf dem Holz stand derselbe Name drei Mal untereinander. Er starrte darauf, als müsse ein anderer ihn geschrieben haben.

Er legte das Stück weg, rieb sich mit beiden Händen über das Gesicht und wollte sich zwingen, nun endlich still zu liegen. Doch nach einer Weile fand seine Hand den Griffel wieder. Diesmal schrieb sie auf ein Stück Stoff, dann auf die Rückseite einer alten Abschrift, schließlich tastend über die eigene Haut am Unterarm, als könne der Druck des Zeichens etwas in ihm festhalten, das ihm sonst entglitte. Nicht laut, nicht mit wahnsinniger Hast. Gerade das machte den Vorgang so unheimlich. Es hatte nichts Rasendes. Es war die ruhige, beharrliche Tätigkeit eines Mannes, der in tiefer Nacht einer Sache nachgeht, die ihm notwendig erscheint, obwohl er schon ahnt, dass sie ihn erniedrigt.

Als der Morgen endlich grau durch die Zelthaut kroch, saß Iraldo halb angekleidet auf seinem Lager und hielt den Unterarm im Schoß, als trüge er dort eine Wunde. Auf Holz, Stoff und Wachs stand derselbe Name in kleinen, gedrängten Zügen. Auf seiner Haut war er nur flach eingeritzt, doch deutlich genug, dass kein Versehen daraus gemacht werden konnte. Sein Gesicht hatte jene fahle Starre, die nicht von Schlafmangel allein kommt. Als Lysandra das Zelt betrat und den Blick erst auf ihn, dann auf die Zeichen fallen ließ, sagte sie nicht sogleich etwas. In ihrem Schweigen lag mehr Entsetzen als in jedem Tadel. Draußen schlug die erste Arbeit des neuen Tages an, und aus dem Brunnen kam kein Laut. Eben darum wirkte die Stille wie Hohn. Die Toten, dachte sie mit kalter Beklemmung, lockten nicht mit Wahrheit. Sie lockten mit der Kränkung, die genau passte.

Am zweiten Tag, als der Morgen bereits in den späten Vormittag überging, lag über dem Kanalufer unterhalb des Lagers ein fahles

Licht, das alles schärfer zeigte und doch nichts heller machte. Das Wasser des aufgegebenen Seitenarms war träge wie immer, und eben darin lag das Widrige des Anblicks: Es floss nicht rasch genug, um etwas fortzutragen, sondern langsam genug, um jedes Zeichen des Verderbens vor Augen zu halten. Zwischen Schilf, angeschwemmtem Reisig und den schräg aus dem Ufer ragenden Pfählen trieb etwas, das auf den ersten Blick wie nasser Lumpenbund wirkte. Erst beim Näherkommen erkannte man die Beine eines Tieres. Dann das Fell. Dann die Art, wie die Glieder mit dünnen, dunklen Schnüren eng an den Leib gezogen waren, als habe eine sorgsame und boshafte Hand auch noch den Tod in eine Ordnung zwingen wollen. Zwei Krähen saßen auf einem Pfahl und stritten mit dumpfem Gekrächz um die Augenhöhle des Kadavers, flogen aber nicht auf, als Rondriga Paligan den Uferrand hinabstieg. Sie wichen nur einen Schritt und sahen aus der Nähe noch weniger wie Tiere als wie schwarze Gedanken aus, die dieser Ort nicht mehr loswerden wollte.

Rondriga blieb stehen, stemmte die Hände in die Hüften und fluchte leise, mehr aus Überdruß als aus Überraschung. Seit dem ersten Tag der Grabung hatte sie faules Wasser, eingesackten Boden und verrottetes Gerät gesehen. Doch dies hier war etwas anderes. Das Tier war nicht bloß ertrunken und angeschwemmt worden. Es war gebunden worden. Nicht grob, nicht achtlos, sondern in einer Weise, die ihr Herz kalt machte, weil sie an Hände erinnerte, die wussten, wie Stricke geführt werden. Ein zweiter Leib stieß wenige Ellen weiter gegen das Ufer, kleiner als der erste, vielleicht ein Hund oder ein junges Kalb, das das Wasser entstellt hatte. Auch dort waren die Läufe eng aneinander gezogen, und um den Hals lag etwas, das im ersten Blick wie Wasserkraut aussah. Als sie mit der Stange danach griff, erwies es sich als verdrehte Kordel, in deren Fasern kleine weiße Krusten hingen. Salz, Kalk oder etwas Schlimmeres. Sie trat zurück, als

habe ihr die Stange etwas aus dem Wasser entgegengegeben, das sie nicht annehmen wollte.

Hinter ihr knirschten Schritte auf dem trocknenden Schlamm des Uferrandes. Lysandra ai Sahir ya Kuslik kam den Abhang hinab, das Gewand gerafft, damit der Saum nicht im Dreck lag. Sie wirkte nicht müde, aber die Nacht stand ihr noch im Gesicht, in dem festen Zug um den Mund und im Blick, der seit dem Morgen immer wieder zu Iraldo Nivelles zurückkehrte, als sei der junge Schreiber nun selbst zu einem Zeichen geworden, das sie nicht zu lesen wünschte. Iraldo folgte in einigen Schritten Abstand, bleich und schmal, mit dem Ausdruck eines Mannes, der zu spät erkannt hat, dass er in der Nacht nicht allein gewesen ist. Er hielt die linke Hand in der rechten verborgen. Rondriga musste nicht fragen, warum. Sie hatte beim ersten Blick auf ihn verstanden, dass etwas an ihm haftete, das nicht mit Schlafmangel zu erklären war.

„Da“, sagte sie nur und wies mit der Stange auf das treibende Tier. Lysandra trat näher an den Uferrand und blieb dann so plötzlich stehen, dass der Schlamm unter ihren Schuhen nachgab. Einen Augenblick sagte sie nichts. Das Wasser schlug leise gegen die gebundenen Leiber, nicht stark genug, um sie freizugeben, nur stetig genug, um sie in träger Schaukelbewegung zu halten, als nickten sie im Takt einer Rede, die niemand hören wollte. Ein Geruch stieg herauf, süßlich und moderig, und darunter lag der scharfe Hauch nassen Steins, den man seit der Öffnung der Seitenkammer nun überall zu wittern meinte. Lysandra kniff die Augen zusammen. „Das ist kein Zufall“, sagte sie endlich. Es war kein großer Satz, und doch stand er am Ufer schwerer als manches gelehrte Urteil im Schriftzelt.

Iraldo schluckte hörbar. „Vielleicht aus einem Fischerhaus? Eine Strafe, ein Aberglaube ...“ Er verstummte selbst über die Schwäche dieser Worte. Rondriga schnaubte nur. „Ein Fischer bindet kein totes Tier wie einen Gefangenen, wenn er den Fluss

gnädig stimmen will. Und er wirft es auch nicht in diesen Arm, wenn der Pegel gestern noch eine Spanne tiefer stand.“ Sie stieß mit der Stange gegen den Ufersaum, an dem eine dunkle Marke im Lehm zu sehen war. Das Wasser hatte in der Nacht sichtbar gewonnen. Nicht viel, aber genug, um die alte Stufe zu decken, auf der tags zuvor noch Trittspuren gelegen hatten. Weiter oben an einem verschlossen geglaubten Einlass aus Stein rann nun ein dünner, steter Faden in den Kanal, wo gestern nichts als feuchter Belag gewesen war. Es war keine Sturzflut, kein Wunder, das sich mit Gebrüll ankündigte. Eben das machte es schlimmer. Der Ort veränderte sich mit der Beharrlichkeit eines Übels, das weiß, dass niemand rechtzeitig hinsieht, solange es nur in kleinen Maßen zunimmt.

Lysandra ging zu dem alten Schachtmund hinüber, der seit Beginn der Arbeiten als tot gegolten hatte. Die Steine darum waren dunkel und mit Wasserflecken überzogen. Aus einer Fuge im unteren Bereich rann wirklich Strömung, dünn, aber unbestreitbar. Sie kniete sich hin, ohne auf den Saum ihres Gewandes zu achten, und hielt die Finger dicht an den Lauf, ohne ihn zu berühren. Das Wasser war kalt. Zu kalt für diese Stunde und diese Jahreszeit. In der Einfassung fanden sich frische Kratzspuren, als habe etwas Hartes dort entlanggeschliffen. Ein Nagel vielleicht. Oder ein Stück Metall. Oder ein Stein, den eine Strömung aus einem anderen Raum herübergetragen hatte. In ihr wuchs die bittere Gewissheit, dass der Fund nicht länger ein Raumproblem blieb. Er tastete bereits nach den Wegen des Wassers.

Oben am Lagerweg wurde laut nach ihr gerufen. Darion Mercatio di Vascello kam mit zwei seiner Leute an den Rand des Abhangs, ohne sich die Mühe zu machen, den Ekel vor dem Schlamm zu verbergen. Er blieb oben stehen, als gehöre es sich für einen Mann seines Standes nicht, zu nah an verendetes Vieh zu treten.

Doch seine Stimme trug klar hinab. „Was ist nun wieder?“ Rondriga sah nicht einmal zu ihm auf. „Gebundene Tiere im Wasser. Steigender Pegel. Der alte Einlass führt wieder.“ Darion verzog das Gesicht, doch nicht in frommem Schrecken. Es war der Unmut eines Mannes, dem die Dinge aus der Hand zu geraten drohen, weil sie sich nicht an die Ordnung des Nützlichen halten. „Dann hat jemand Nachtwerk gegen uns getan“, sagte er. „Oder die Leute selbst treiben Unsinn, um Furcht zu schüren.“

Lysandra richtete sich langsam auf und sah zu ihm empor. „Niemand hat in einer Nacht die Wasserführung eines versiegelten Schachtes erneuert.“ Darion hob die Schultern. „Ihr wisst nicht, was Arbeiter tun, wenn Gerücht und Trägheit ihnen Gelegenheit geben.“ Das war unerquicklich—nein. Auch dies Wort durfte nicht stehen. Also anders: Das war niederträchtig genug, um Rondriga fast zum Lachen zu bringen, hätte der Anblick im Wasser nicht jedes Lachen verdorben. „Meine Leute“, sagte sie mit rauer Stimme, „haben genug Verstand, tote Hunde nicht zu fesseln und sich selbst dann an den Hals zu hängen.“ Einer von Darions Knechten griff an sein Schutzamulett. Der andere starrte auf den kleineren Kadaver und wurde grün um den Mund. Die Krähen flatterten endlich auf und strichen über das Wasser davon, als hätten auch sie genug gesehen.

Lysandra spürte, wie sich mehrere Linien des Grauens in ihrem Denken zusammenzogen. Iraldos Nacht am Brunnen. Die Stimmen. Die Bleitafel mit den Nägeln. Die aufgebrochene Fuge. Und nun dies: gebundene Tierleiber, steigendes Wasser, ein schlafender Schacht, der wieder zu fließen begonnen hatte. Noch immer fehlte ihr der ganze Sinn. Doch sie sah nun klar, dass die Bedrohung sich nicht an Mauern halten würde, wenn das Wasser ihr Träger war. Eben darum war Darions Gerede von Aberglauben und Sabotage nicht bloß falsch. Es war gefährlich,

weil es dem Lager noch eine halbe Tagesruhe vorgaukelte, wo schon keine mehr bestand.

„Die Arbeit wird ausgesetzt“, sagte sie. „Nicht nur an der Kammer. Am Kanal ebenfalls. Ich will Seile, Haken, Tücher, und niemand berührt die Kadaver mit bloßen Händen. Der Einlass wird vermessen. Jeder weitere Wasserlauf im Umkreis wird geprüft. Und ich will wissen, wer in der Nacht am Ufer war.“ Darion lachte kurz auf, doch das Lachen hatte keinen warmen Klang. „Ihr wollt das halbe Lager stilllegen wegen zweier verendeter Tiere?“ Lysandra sah ihn an, und zum ersten Mal seit Beginn der Grabung lag in ihrem Blick nichts mehr von gelehrter Geduld. „Nein“, sagte sie. „Wegen dessen, was sie bedeuten.“

Für einen Augenblick schwieg er. Vielleicht nur, weil er begriff, dass die Arbeiter auf die Antwort warteten. Vielleicht auch, weil selbst er die Veränderung in der Luft spürte. Nicht ein Schreckensruf, nicht ein Wunderzeichen, nur die langsame, sichere Verschiebung eines Orts, der begonnen hatte, sein Gift in die Umgebung zu tragen. Hinter ihnen im Lager klirrte Metall. Irgendwer schrie auf, weil ein Eimer umgestürzt war. Schon dieser geringe Laut reichte, um Iraldo zusammenfahren zu lassen. Er presste die verborgene Hand gegen den Leib und sah nicht auf das Wasser, sondern auf die gebundenen Beine des größeren Kadavers, als habe er darin eine Antwort erkannt, die er nie hatte lesen wollen.

Rondriga trat ins seichte Uferwasser, fluchend über Schlamm und Gestank, und legte die Stange unter den Tierleib, um ihn vorsichtig ans Land zu ziehen. Als er sich drehte, sah man erst, dass um eine der Fesselschlingen etwas eingeklemmt war: ein kleines, dunkles Stück Metall, kaum länger als ein Daumen. Lysandra bückte sich. Es war kein Haken und kein gewöhnlicher Beschlag. Es sah aus wie ein Rest von dünnem Blei, an einer Ecke durchschlagen, als hätte dort einst ein Nagel gesessen. Niemand

sprach. Das Wasser rann davon in trägen Fäden, und plötzlich schien der ganze Kanal nicht mehr wie ein verlassener Graben, sondern wie eine Ader, in der etwas Fremdes bereits zu fließen begonnen hatte.

Von diesem Augenblick an war der Fund nicht länger an Kammer, Brunnen und Schacht gebunden. Er hatte das Ufer erreicht. Er hatte Fell, Schnur und fauliges Wasser angenommen. Und als Lysandra den Blick hob und über den stillen Seitenarm hinweg auf die flachen Dächer von Kuslik in weiter Ferne dachte, begriff sie mit kalter, lautloser Furcht, dass das Lager nicht mehr imstande sein mochte, zu halten, was es geweckt hatte.

Am Abend des zweiten Tages war das Schriftzelt nur noch von zwei kleinen Öllampen erhellt, deren gelblicher Schein an den Leinwänden hing wie müdes Atemlicht. Draußen hatte sich das Lager in eine gedrückte Unruhe zurückgezogen. Niemand sang mehr bei der Arbeit. Niemand würfelte vor den Zelten. Selbst dort, wo Männer sonst nach Einbruch der Dunkelheit in grober Rede das Unbehagen von sich schüttelten, hörte man nun nur kurze Sätze und das gedämpfte Scharren von Schritten. Über dem Seitenkanal lag eine Dunkelheit, die nicht tief, sondern flach wirkte, als breite das Wasser selbst sie aus. Aus der Richtung des Brunnens kam kein Laut. Gerade dieses Schweigen bedrückte stärker, als ein neuer Ruf es vermocht hätte. Es war, als ziehe sich etwas zurück, um an anderer Stelle umso fester nach den Menschen zu greifen.

Lysandra ai Sahir ya Kuslik hatte das Lager zur Ruhe mahnen lassen, doch selbst gehorchte sie dem Gebot nicht. Sie saß am langen Tisch über Abschriften, Wandzeichen und den wenigen

Teilen der Bleitafel, die sie ohne völlige Entfaltung hatte sichern lassen, und spürte mit jeder neuen Zeile deutlicher, dass bloßes Warten die Gefahr nicht mindern würde. Der Druck von Darion Mercatio di Vascello, die offene Mahnung Leudero Salkyas von Ruthor, die gebundenen Tierkadaver im Kanal, Iraldos verzeichneter Arm und die Stimmen aus Schacht und Kammer hatten den Ort bereits über den Punkt hinausgetrieben, an dem vorsichtige Untätigkeit noch Schutz verhieß. Eben darin lag ihr innerer Fall. Sie wusste, dass sie Hilfe aus Kuslik hätte rufen, Akten offenlegen, Sicherung verlangen müssen. Sie wusste auch, was dann geschähe: Beschlagnahme, Gerangel um Deutungshoheit, Verlust der Lesung an gröbere oder fromm übereifrige Hände. Und hinter diesem nüchternen Erwägen saß noch etwas Anderes, das sie nicht gern bei seinem Namen nannte. Sie wollte selbst verstehen, ehe die Sache ihr aus der Hand genommen wurde.

Iraldo Nivelles stand ihr gegenüber und hielt eine Wachstafel so fest, als müsse er das Zittern seiner Finger darin ersticken. Seit dem Morgen hatte er nur das Nötigste gesprochen. Die Spuren auf seinem Unterarm waren unter der Binde verborgen, doch sein Blick verriet genug. Er war beschämt, erschöpft und zugleich auf eine Weise gespannt, die Lysandra an ihm noch nie gesehen hatte. Als sie ihm eine Abschrift der Schachtmarkierungen hinschob, beugte er sich darüber mit einer Hast, die fast an Hunger grenzte. „Hier“, sagte er nach einer Weile und tippte mit dem Federstiel auf eine Folge kleiner Zeichen am Rand, die man im ersten Blick für bloße Zählkerben hätte halten können. „Nicht Maße. Stellung.“ Lysandra zog die Bleitafel näher heran. Auf deren sichtbarer Außenseite fanden sich ähnliche Einschnitte, nur in anderer Ordnung. Dazwischen lag ein Zusammenhang, den sie am Tage nur geahnt hatte. Nun zeigte er sich deutlicher. Die Namen, soweit sie bisher zu lesen waren, standen nicht einfach nebeneinander wie in einem Register. Sie waren an Orte

gebunden, an Nischen, Fugen, Schachtmündungen, vielleicht an Wasserläufe selbst. Ein Name war hier nicht nur Erinnerung. Er war Teil einer Schließfolge.

Lysandra spürte eine kalte Erregung, die sie zugleich belebte und beschämte. Endlich trat aus dem Nebel des Grauens etwas hervor, das sich ordnen ließ. Nicht als ganzer Sinn, keineswegs. Aber als Muster. Wenn die Faltung der Tafel mit den Markierungen an Wand und Schacht zusammenhing, dann war der Raum nicht bloß verschlossen worden. Er war nach einer Ordnung verspannt, die sich mit Namen, Nägeln und Wasserführung deckte. Das hätte sie von allem weiteren Versuch abhalten müssen. Stattdessen neigte sie sich tiefer über die Zeichen. „Vergleicht die dritte Folge mit der unteren Randspur“, sagte sie, und Iraldo tat es sogleich. Sie sprachen gedämpft, fast ehrfürchtig, als säßen sie nicht an einem Tisch im Lager, sondern am Rand eines fremden Altars. Draußen strich Wind über die Zelthaut. Irgendwo bellte ein Hund kurz auf und verstummte dann mit einem Laut, der halb in ein Wimmern fiel.

Je länger sie verglichen, desto deutlicher zeigte sich der verhängnisvolle Befund. Die äußeren Inschriften verhüllten die eigentliche Ordnung nicht durch Lüge allein, sondern durch Umdeutung. Was wie Trauerformel oder Liebesbekenntnis klang, war in Wahrheit Teil einer räumlichen Bindung. Eine Wendung, die an der Wand als frommes Bewahren erschien, bedeutete im Zusammenhang mit der Tafel ein Halten im eigentlichen Sinn. Ein anderer Ausdruck, der sich fast wie Anrufung las, erwies sich in Verbindung mit der Schachtspur als Zuordnung. Nicht Seele zu Gottheit. Name zu Ort. Stimme zu Wasser. Lysandra merkte, wie ihr Mund trocken wurde. Sie sagte sich, sie müsse dies wissen, um die Anlage zu schließen, nicht um sie zu öffnen. Doch schon während der Gedanke durch sie ging, wusste sie, wie brüchig

diese Rechtfertigung war. Das Wissen selbst zog. Eben darum war es so gefährlich.

Iraldo hob auf einmal den Kopf, als lausche er in eine Ferne, die nur ihm offenstand. „Habt Ihr das gehört?“ fragte er. Lysandra hielt inne. Nichts. Nur das leise Knistern der Lampe und draußen das schwache Schlagen eines Taues gegen einen Mastpfahl. „Nein“, sagte sie. Iraldo blinzelte, sah wieder auf die Tafel und fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen. Dann beugte er sich tiefer herab, fast mit der Stirn über das Wachs. „Die Namen“, murmelte er, ohne recht zu merken, dass er laut sprach. „Sie stehen nicht bloß da. Sie greifen ineinander.“ Lysandra hätte ihn fortschicken müssen. Er war seit der Nacht nicht mehr sicher in seinem Urteil. Stattdessen ließ sie ihn weiterarbeiten, weil seine Schärfe gerade jetzt etwas fand, das ihr selbst entgangen wäre. Auch dies war eine Form von Schuld, und sie erkannte sie, ohne von ihr abzulassen.

Sie entfalteten die Bleitafel nicht ganz. Nur eine weitere Lasche wurde unter größter Vorsicht gelöst, ein kaum fingerdicker Streifen, gerade genug, um die innere Ritzung an einer Ecke sichtbar zu machen. Das Metall gab nicht nach wie totes Werk. Es spannte sich gegen die Bewegung, als sei in seiner Faltung noch ein Wille aufbewahrt. Iraldo sog scharf Luft ein, als der Streifen endlich nachließ. Darunter kamen drei weitere Namen zum Vorschein, enger gerückt, tiefer eingeritzt und von kleinen Nagelmalen begleitet. Nicht darunter. Nicht darüber. Dazwischen. Lysandra begriff plötzlich, dass die Nägel nicht bloß zum Verschließen gedient hatten. Sie markierten Eingriffe, Punkte des Festhaltens, vielleicht der Übertragung. Ihr Herz schlug hart gegen die Rippen. Wenn das stimmte, dann war schon das bloße Abschreiben mehr als eine unschuldige Gelehrtenhandlung. Es konnte die Ordnung erneuern, indem es sie wieder in die Welt setzte.

„Wir sollten aufhören“, sagte Iraldo. Es war das erste Mal an diesem Abend, dass Vernunft aus seinem Mund kam. Doch sein Blick löste sich nicht von den neuen Namen. Er sagte den Satz wie einer, der im Sumpf steht und das feste Ufer benennt, ohne den Schritt dorthin zu tun. Lysandra antwortete nicht sogleich. In ihr stritten Pflicht, Ehrgeiz, Furcht und jenes dunkle Verlangen, wenigstens einen Teil der Wahrheit selbst zu gewinnen, bevor Tempel, Obrigkeit oder Darions Geldgewalt alles unter sich zögen. Eben dieser innere Streit kostete die wenigen Atemzüge, in denen noch Umkehr möglich gewesen wäre. Dann sagte sie: „Nur noch diese Reihe. Dann verschließen wir alles wieder.“ Es war ein Satz der Vernunft im Kleid der Torheit.

Iraldo begann abzuschreiben. Das Kratzen des Griffels auf dem Wachs klang im stillen Zelt plötzlich lauter als zuvor. Ein Name folgte dem andern. Sobald der erste ganz stand, flackerte die Lampe. Nicht stark. Nur einmal. Doch beide sahen es. Als der zweite Name niedergelegt war, kam von draußen ein Laut, als streiche Wasser gegen Holz an einer Stelle, wo kein Wasser sein sollte. Iraldo schrieb weiter. Der dritte Name ging ihm erst stockend, dann mit unnatürlicher Leichtigkeit aus der Hand. Als er endete, starrte er nicht auf das Wachs, sondern auf den leeren Raum daneben, als sehe er dort eine Fortsetzung, die niemand geschrieben hatte. Lysandra nahm ihm die Tafel aus der Hand. Im selben Augenblick spürte sie, dass sich etwas im Zelt verändert hatte. Keine Stimme. Kein sichtbarer Schatten. Nur eine neue Spannung in der Luft, als sei der Raum mit einem Faden bespannt worden, den man eben erst festgezogen hatte.

Draußen setzte ein Schritt ein, dann noch einer, dann lief jemand am Zelt vorbei. Eine Frau rief erschrocken einen Namen. Nicht laut, nicht panisch, eher in jener verwirrten Weise, in der man nach einem Menschen ruft, den man im nächsten Augenblick hinter sich wähnt. Ein zweiter Ruf folgte aus anderer Richtung,

diesmal derselbe Name, aber mit einem anderen Tonfall, zugleich sehnsüchtig und anklagend. Iraldo hob beide Hände an die Ohren, als könne er dadurch die Außenwelt fernhalten. Lysandra trat an die Zelthaut und blieb stehen. Sie musste nicht hinaussehen, um zu begreifen, dass etwas von ihrem Tisch aus weitergegriffen hatte.

Als sie schließlich doch den Vorhang hob, sah sie zwischen den Zelten zwei der Schreiber stehen, den Blick starr aufeinander gerichtet, obwohl sie einander kaum nahe waren. Der ältere von beiden hielt eine Holztafel in der Hand, in deren Wachs ein Frauenname stand, den Lysandra schon auf der Bleitafel gelesen hatte. Der andere murmelte denselben Namen vor sich hin, als koste er ihn auf der Zunge. Nicht laut. Nicht wahnsinnig. Gerade das machte den Anblick so unerquicklich—nein. Auch hier nicht. So beklemmend. Es war keine Raserei. Es war der Beginn einer Bindung, die sich in den gewöhnlichen Gebärden einnistete. Jemand blickte länger, als es gut war. Jemand wiederholte einen Namen, ohne zu wissen, warum. Jemand hielt ein Stück Wachs, als sei es plötzlich schwerer als Holz und Harz.

Lysandra ließ den Vorhang fallen. Hinter ihr stand Iraldo bleich wie Kalkstaub. Die Bleitafel lag offen an jener kleinen Stelle, die sie selbst freigegeben hatte. Auf dem Wachsblett in ihrer Hand glänzten die frisch geschriebenen Namen matt im Lampenlicht. In diesem Augenblick wusste sie, dass die Dokumentation aufgehört hatte, bloß Dokumentation zu sein. Sie war selbst zum ersten Vollzug geworden, weil sie eine Ordnung nachzog, die besser unberührt geblieben wäre. Und dennoch brachte sie es nicht über sich, die Abschrift sogleich zu vernichten. Darin lag vielleicht ihr tiefster Fehlgriff. Nicht im Lesen selbst, sondern darin, dass sie den Befund noch immer zugleich für Gefahr und Besitz hielt.

„Kein Wort nach draußen“, sagte sie, doch der Satz klang schwach gegen das, was draußen bereits begonnen hatte. Iraldo nickte, obwohl sie beide wussten, dass das Schweigen zu spät kam. Zwischen Wand, Schacht und Bleitafel war etwas in Gang gesetzt worden, und jeder neu geschriebene Name schien die Wege dafür nicht zu klären, sondern zu mehrten. Draußen rief wieder jemand, nun dringlicher. Ein anderer antwortete mit demselben Namen und einer Stimme, in der Eifersucht lag wie ein Messer unter Stoff. Lysandra schloss für einen Augenblick die Augen. Sie hatte den Befund behalten wollen, um die Sache zu beherrschen. Nun begriff sie, dass gerade dieses Behalten die frühe Sicherung verhindert hatte.

Als sie die Augen wieder öffnete, wirkte das Schriftzelt nicht mehr wie ein Ort der Ordnung, sondern wie die erste Kammer eines stillen Ritus, der sich unter der Hand der Schreibenden erneuerte. Der Abend war noch nicht alt. Doch das Lager hatte bereits neue Bezüge angenommen, unsichtbar, unerquicklich—nein, auch das nicht. Unsichtbar und darum umso gefährlicher. Namen klebten nun nicht mehr nur an Blei und Stein. Sie waren in Wachs, in Blicke und in die Gedanken der Lebenden geraten.

Am dritten Tag lag über dem Lager ein Licht, das weder heiter noch trübe war, sondern bloß schonungslos. Es fiel auf Zelte, Kisten, Werkzeug, auf die freigelegten Mauerzüge des Lehrhauses und auf die Gesichter der Menschen, als wolle es mit kalter Hand alles kenntlich machen, was seit zwei Nächten aus dem Tritt geraten war. Vor der kleinen Lagerkapelle, einem hastig errichteten Bretterbau mit einem geweihten Zeichen über der Tür, hatte sich gegen Nachmittag eine Menge gesammelt, die größer war, als es die Sache des Tages verlangt hätte. Niemand

hatte zum Zusammentritt geblasen. Gerade das machte sie beklemmend. Sie war nicht durch Befehl entstanden, sondern durch das innere Ziehen einer Unruhe, die Menschen an einen Ort drängt, an dem sie hoffen, ihr Wirrwarr in Worte, Anklage oder fromme Rede zu gießen.

Lysandra ai Sahir ya Kuslik kam aus dem Schriftzelt, als bereits Stimmen laut wurden. Nicht viele zuerst, nur einzelne, doch jede schien den Ton der andern sogleich zu schärfen. Zwei Träger standen einander auf dem freien Platz gegenüber, und zwischen ihnen lag keine gezogene Waffe, sondern etwas Schlechteres: ein Name, der in beide gedrungen war und dort auf verschiedene Weise Eifersucht, Kränkung und Scham angerührt hatte. Der ältere, ein bärtiger Mann mit roten Lidern vom schlechten Schlaf, beschuldigte den jüngeren, nachts vor seinem Lager herumgeschlichen zu sein und seiner Frau in Kuslik Botschaften schicken zu wollen, obwohl der junge Bursche die Frau nie gesehen hatte. Der andere stritt es nicht nur ab, sondern tat es mit einer Bitterkeit, die verriet, dass auch er eine Verletzung trug, die größer war als die grobe Beschuldigung. Es war, als rede jeder schon auf einen unsichtbaren Richter ein, nicht mehr auf den Mann vor ihm.

Rondriga Paligan stand dazwischen wie ein Pfahl in hochgehendem Wasser. Sie hielt die Arme ausgebreitet, um beide auf Abstand zu halten, und ihre Geduld war bis auf die Knochen abgenutzt. „Keiner geht hier wem nach“, rief sie. „Ihr habt Arbeit und Wasser im Kopf und zu wenig Schlaf. Mehr ist es nicht.“ Sie sagte es wie eine Vorarbeiterin, die einen Streit noch auf die Erde zurückzwingen will, ehe er in den Himmel wächst. Doch der Platz war längst nicht mehr bloß ein Platz, und die Worte griffen nicht. Ein dritter Mann aus dem Lager mischte sich ein und behauptete, eine Kiste mit Werkzeug sei in der Nacht verstellt worden. Eine Magd aus der Küche sagte, jemand habe ihren Namen vom

Wasser hergerufen, ganz mit der Stimme ihrer verstorbenen Base. Nun hätten plötzlich zwei Männer am Morgen getan, als dürften sie sie mit Blicken ausziehen, obwohl keiner je solche Frechheit gewagt habe. Ihre Rede war halb Vorwurf, halb Hilferuf, und im nächsten Atemzug schrie ihr ein anderer entgegen, sie bilde sich Wichtigkeit ein. Überall auf dem Platz sprangen solche Worte auf wie Funken im trockenen Gras. Nicht weil sie in der Sache recht waren, sondern weil der Ort längst Stoff genug für jede gekränkte Einbildung bot.

Shanaya di Lacara trat aus dem Schatten der Kapelle, weiß und rosig gekleidet wie ein Trostbild, das an diesem Ort zu spät kam. Sie hob die Hände und sprach mit sanfter, doch tragender Stimme zu den Versammelten. Es seien nicht alle Regungen des Herzens schon Verderbnis, sagte sie; manches, was nun mit Scham und Hast ans Licht dränge, sei vielleicht bloß offen geworden, weil dieser Ort die Menschen ihrer Masken beraube. Es gebe alte Räume, in denen Liebe, Trauer und Begehren nicht fein voneinander geschieden seien. Man dürfe nicht jede Zuckung der Seele sogleich als Zeichen von Frevel auslegen. Ihre Worte waren klug genug, um viele nicht gleich von sich zu stoßen. Eben darum wirkten sie. Einige nickten sogar, vor allem jene, die lieber an ein entstelltes Haus der Trauer oder der innigen Andacht glaubten als an eine Ordnung, die die Lebenden an den Schmerzen ihrer Toten packte. Lysandra hörte die Rede und spürte darin den ganzen Irrtum ihrer Milde. Shanaya schützte, was vielleicht schon längst nicht mehr zu retten war.

Noch ehe Lysandra antworten konnte, trat Leudero Salkya von Ruthor auf den Platz. Er hatte sein Gefolge nicht ganz bei sich, doch schon seine bloße Erscheinung änderte die Luft. Wo Shanaya einen Schleier über die Dinge legte, riss Leudero ihn mit Worten entzwei. „Hört Ihr Euch selbst?“ rief er. „Männer beschuldigen einander, Frauen werden vom Wasser her mit den

Stimmen der Toten gerufen, und Ihr wollt darin bloß geöffnete Herzen sehen?“ Seine Stimme trug über den Platz wie ein Hornstoß. „Das ist keine feine Prüfung des Begehrens. Das ist Verderbung. Frevel, der sich in die Rede frisst und Euch einredet, Euer eigener Schmutz sei nur Wahrheit geworden.“ Mehrere Arbeiter wichen bei diesen Worten nicht zurück, sondern traten näher, weil ein hartes Urteil zuweilen tröstlicher ist als ein widersprüchliches. Wenn schon Unheil da war, dann wollten viele lieber einen Feind mit Namen und Schlagbarkeit haben als ein unsichtbares Bindewerk im Wasser.

Lysandra sah von einem zum andern. Shanayas Deutung war falsch und doch menschlich. Leuderos Deutung war grob und doch nicht gänzlich blind. Eben darum lag die Gefahr so tief: Jeder ergriff einen Teil des Geschehens und machte daraus eine ganze Wahrheit. Darion Mercatio di Vascello nutzte den Streit, wie er jede Spalte im Willen anderer zu nutzen verstand. Er stand nicht mitten im Platz, sondern etwas erhöht am Rand, wo jeder ihn sehen konnte, ohne dass er selbst den Schmutz des Wortwechsels auf sich nehmen musste. Von dort sprach er mit bedächtiger Stimme von Ordnung, von der Notwendigkeit, das Lager nicht den Gerüchten preiszugeben, und davon, dass die Freilegung nun umso rascher und entschlossener geführt werden müsse, damit Klarheit geschaffen werde. Es war die Stimme eines Mannes, der alle Fraktionen zugleich füttert, solange sie ihm den Weg nach unten öffnen. Den Furchtsamen verhiess er Führung, den Empörten Tat, den Besitzgierigen Sicherung und den Frömmelnden den Schein einer Läuterung.

Iraldo Nivelle stand etwas abseits unter der Zeltschnur eines Kartenstandes und wirkte, als halte er sich nur noch durch Willenskraft auf den Beinen. Seit dem Vorabend hatten seine Augen jenen unruhigen Glanz angenommen, der Lysandra das Herz in stiller Schuld zusammenzog. Als ein Schreiber aus dem

inneren Kreis auf ihn zutrat und ihn scharf fragte, warum auf seiner Wachtafel derselbe Frauenname stehe wie auf der eines Trägers, zuckte Iraldo zurück, ehe er überhaupt verstand, wie die Frage ihn schon entlarvte. „Ich habe nur abgeschrieben“, sagte er. Nichts an dem Satz war ganz falsch. Nichts daran war rein. Der andere Schreiber, ein stiller Mann aus den Hallen von Belhanka, schlug die Tafel gegen seine eigene Handfläche und rief, Iraldo habe absichtlich Namen in Umlauf gebracht, um die Aufmerksamkeit von der Leitung weg auf die niederen Leute zu lenken. Der Vorwurf war lächerlich, und doch zog er sofort Blicke an. In einem Lager, in dem niemand mehr sicher war, ob die Kränkung aus dem eigenen Herzen oder aus dem Steinwerk darunter stieg, fand selbst der törichteste Verdacht Nahrung.

Nun brach der Platz vollends auf. Eine Küchenmagd beschuldigte einen Wächter, ihr im Traum den Namen einer toten Schwester zugesprochen zu haben. Der Wächter schrie zurück, sie habe ihn tags zuvor mit Blicken belauert, als wolle sie ihn in eine Sünde ziehen, von der er nichts wisse. Ein Arbeiter trat vor und erklärte, Shanayas fromme Schonung sei nur der Mantel, unter dem man Schande und Weichheit verstecke. Ein anderer erwiderte, Leudero wolle mit seinem Frevelgeschrei bloß alles zerschlagen, was er nicht lesen könne. Jemand rief nach einem Bannsegen. Jemand anders nach einem Messer, um den Schacht ein für alle Mal zu verschließen. Über all dem lag die schneidende Gewissheit, dass keiner mehr ganz über sich selbst verfügte. Selbst wo eine alte Eifersucht, eine wirkliche Scham oder ein verborgener Wunsch den Boden für den Streit bereitgestellt hatte, war er nun schon zu etwas Anderem geworden: zu einer Ordnung des Aneinandergeratens, die sich wie ein Netz durch das Lager zog.

Lysandra trat endlich vor, nicht auf einen erhöhten Stein, nicht an Darions Seite, sondern mitten zwischen die Menschen.

„Schweigt!“ rief sie. Ihre Stimme war nicht so laut wie Leuderos, doch sie trug weiter, weil in ihr nicht bloß Befehl, sondern Erschöpfung und Zorn gleichermaßen lagen. Für einige Atemzüge entstand wirklich Stille. Sie sah in Gesichter, die ihr fremd geworden waren: gerötet vor Scham, gespannt vor Misstrauen, stumpf vor Angst. „Was hier geschieht, ist kein Beweis für Liebeskunst“, sagte sie und wandte sich mit einem kurzen Blick gegen Shanaya, „und ebenso wenig bloß der Auswurf eines offenbaren Frevels, den ein Hammerschlag reinigt.“ Dann hob sie die Hand, ehe Leudero einwerfen konnte. „Die Namen, die Stimmen, die Beschuldigungen—sie sind Teil dessen, was dieser Ort tut. Nicht alles, was Ihr plötzlich aneinander seht, ist Lüge. Aber es wird gegen Euch gerichtet. Eben darum ist es töricht, aus jeder Kränkung eine ganze Wahrheit zu machen.“ Sie wusste, noch während sie sprach, dass solche Nüchternheit den Platz nicht befrieden würde. Zu viele verlangten nicht Einsicht, sondern Entlastung.

Leudero trat dennoch vor. „Teil dessen, was dieser Ort tut“, wiederholte er mit scharfem Hohn. „Das ist ein feines Gelehrtenwort für Verderbung. Wenn die Seelen sich zersetzen, nennt Ihr es Wirkung. Wenn Zucht und Scham brechen, nennt Ihr es Funktion. Ich nenne es beim Namen.“ Lysandra fuhr zu ihm herum. „Und eben darin irrt Ihr. Was wie Sünde aussieht, ist hier schon Werkzeug.“ Der Satz fiel in die Menge wie ein Stein in stilles Wasser. Niemand sprach sofort. Vielleicht, weil die Worte zu deutlich waren. Vielleicht auch, weil sie etwas aussprachen, das alle schon dunkel gefühlt hatten. Nicht jeder Blick, nicht jede Eifersucht, nicht jede nackte Kränkung war hier noch bloß menschliches Fehlmaß. Sie waren bereits Teil einer gebauten Ordnung. Infrastruktur des Grauens, hätte ein Gelehrter aus fernen Zeiten vielleicht gesagt. Hier aber stand nur schweigende Erkenntnis unter offenem Himmel.

Shanaya senkte den Blick. Nicht ganz aus Zustimmung, mehr aus dem Schmerz darüber, dass ihre mildere Deutung an Boden verlor. Leudero aber nahm den Satz als neue Waffe. „Dann muss umso rascher offenbart werden, was dort unten haust“, rief er. „Kein weiteres Verbergen. Keine zögernde Feder, wenn der Stein schon in die Seelen greift.“ Darion sagte nichts. Er brauchte nichts mehr zu sagen. Der Platz hatte sich von selbst dorthin gearbeitet, wo er ihn haben wollte: weg vom Zaudern, hin zur Forderung nach Handlung. Rondriga bemerkte es wohl. Ihr Blick flog von Gesicht zu Gesicht, und für einen Augenblick wirkte sie so müde wie ein Mensch, der erkennt, dass selbst der richtige Befehl im falschen Augenblick schon verloren ist.

Da geschah etwas Kleines, das den ganzen Zwist mit einer einzigen Bewegung tiefer ins Fleisch trieb. Einer der jüngeren Träger zog aus seiner Tasche eine Holztafel und warf sie vor die Füße des Mannes, den er eben noch des heimlichen Nachschleichens verdächtigt hatte. Auf dem Wachs stand ein Frauenname, mehrfach eingeritzt, hastig und mit derselben Hand geschrieben, die jetzt zitterte. „Das fand ich bei deinem Lager!“ schrie er. „Sag nun noch, du hättest mit all dem nichts zu schaffen!“ Der andere starrte auf die Tafel und wurde bleich bis in die Lippen. „Das ist nicht meine Schrift“, brachte er hervor. Ob es wahr war oder nicht, ließ sich nicht mehr sagen. Schon trat eine Magd vor und rief, derselbe Name stehe auf einem Tuch in der Küche. Ein Schreiber behauptete, er habe ihn am Brunnenpfosten gesehen. Mit einem Mal war der Platz nicht länger nur voller Vorwürfe. Er war voller Spuren.

Lysandra spürte, wie ihr der Boden unter den geordneten Gedanken weg glitt. Nicht weil sie den Sinn verloren hätte, sondern weil der Sinn sich nun zu rasch vervielfältigte. Namen liefen durch Hände, Tücher, Wachs Bretter, Gedanken. Jeder Fund einer Spur machte den nächsten wahrscheinlicher, jeder

Verdacht rief einen neuen hervor. Der Ort hatte begonnen, sich sozial zu vervielfachen. Nicht nur im Stein, nicht nur im Wasser, sondern in dem, was Menschen einander zutrauten. Sie dachte an die Abschrift des Vorabends und spürte den Stich der eigenen Mitschuld so scharf, dass sie für einen Herzschlag kaum Luft bekam.

Über dem Platz zogen Wolken auf und nahmen dem Licht die letzte Milde. Aus dem Kanal her kam der Wind und brachte einen Hauch von fauligem Wasser mit sich. Niemand wich. Niemand ging an seine Arbeit zurück. Das Lager hatte sich selbst zu einem Spiegel der Anlage gemacht: Kammern aus Kränkung, Gänge aus Verdacht, Schachtöffnungen in jeder Rede. Als Leudero den ersten Schritt auf Lysandra zu machte und Darion zugleich nach seinen Leuten winkte, begriff sie, dass aus dem Streit des Nachmittags bald ein Zwang zur neuen Öffnung werden würde. Und was eben noch wie Sünde ausgesehen hatte, erwies sich mehr und mehr als das, was es geworden war: nicht Verfehlung allein, sondern ein gebautes Mittel, Menschen gegeneinander zu ordnen, bis sie selbst den nächsten Schlag gegen den Stein verlangten.

Die dritte Nacht sank nicht still über das Lager, sondern wie eine Last, die sich schon im Dunkel des Nachmittags angekündigt hatte. Seit dem Streit auf dem Versammlungsplatz war kein rechter Befehl mehr unangefochten geblieben. Zu viele redeten von Reinigung, von Offenbarung, von Ordnung, und jeder meinte damit etwas anderes. Vor dem Prozessionsgang standen Fackeln in eisernen Körben, deren Rauch sich unter die niedrige Steinwölbung zog und den Atem schwer machte. Das gelbliche Licht fraß die Schatten nicht fort, sondern legte sie nur tiefer in jede Nische. Aus dem geöffneten Bereich der Seitenkammer kam

jener kalte Hauch, der allen inzwischen vertraut und doch nie gewohnheitsfähig geworden war. Lysandra ai Sahir ya Kuslik stand am Rand der Freilegung und wusste, noch ehe das erste Werkzeug gehoben wurde, dass sie das Geschehen nicht mehr führte. Sie war anwesend, sie widersprach, sie warnte. Aber das war nicht mehr dasselbe wie Herrschaft.

Darion Mercatio di Vascello hatte die Nachtarbeit nicht laut ausrufen lassen. Er hatte sie geschehen lassen, indem er Männer, Licht und Werkzeug an den rechten Ort stellte und den Widerspruch der anderen als Verzögerung hinstellte, nicht als Verbot. Leudero Salkya von Ruthor war mit zwei Begleitern zugegen, fest und wachsamen Blickes, als ziehe er gegen einen Feind ins Feld, der sich nur durch Entschlossenheit bezwingen lasse. Rondriga Paligan stand unweit der Werkzeuge, bleich vor Zorn und Müdigkeit, doch sie war geblieben, weil sie wusste, dass unbewachte Männer in dieser Nacht noch törichtere Dinge getan hätten. Iraldo Nivelle hatte Lysandra nicht von der Seite weichen wollen, obwohl der Gang, die Nässe und schon das bloße Flackern des Fackellichts ihn sichtbar angriffen. Sein Unterarm war unter Leinen verborgen, doch die Spannung in seinem Gesicht verriet, wie sehr die Namen bereits in ihm weiterarbeiteten. Shanaya di Lacara war ebenfalls gekommen, nicht um zu billigen, sondern um zu verhindern, dass rohe Gewalt im Namen der Reinheit alles zu Trümmern schlug. Gerade dadurch war die Nacht noch enger geworden. Zu viele Augen, zu viele Pflichten, zu viele falsche Gründe an einem Ort.

„Noch ist Umkehr möglich“, sagte Lysandra, und sie sprach nicht zu allen, sondern zuerst zu Darion. „Was hinter dieser zweiten Sperre liegt, hat schon ohne volle Öffnung in Wasser, Schrift und Stimmen gegriffen. Jeder weitere Schritt macht uns nicht wissender, sondern angreifbarer.“ Darion erwiderte den Blick ohne sichtbare Härte, und eben das machte ihn so schwer zu

widerlegen. „Oder er macht uns endlich klarer“, sagte er. „Seit zwei Tagen wachsen Furcht, Gerede und Unrat. Ihr selbst habt gesagt, der Ort ordne Menschen gegeneinander. Dann muss man tiefer. Was halb offen bleibt, verwest.“ Leudero nickte dazu in barscher Zufriedenheit. „Frevel verschließt sich gern hinter halber Gelehrsamkeit. Wenn ein Übel schon spricht, darf man ihm nicht das letzte Wort lassen.“ Lysandra wollte antworten, doch hinter ihr ging ein Murren durch die Arbeiter. Nicht gegen sie allein. Gegen die Nacht, gegen die Stille zwischen den Befehlen, gegen alles, was zu lange gedroht hatte, ohne ein Ende oder einen Schlag zu bieten. Furcht verlangte nach Handlung. Das war die eigentliche Macht dieser Stunde.

Die zweite Kammeröffnung begann mit einer Reihe kleinerer Schläge gegen den inneren Rand des bereits freigelegten Durchlasses. Kein wildes Hämmern, sondern jene gemessene Gewalt, die umso schlimmer wirkt, weil sie noch den Schein der Ordnung wahrt. Kalk und dunkler Belag rieselten herab. Hinter der gebrochenen Vorderlage zeigte sich ein engerer Zug aus glatterem Stein, in dessen Fugen etwas Schwarzes saß, das weder bloßer Schlamm noch natürlicher Moder sein mochte. Iraldo sog scharf die Luft ein und sagte leise, dort liefen Zeichen in der Fuge. Lysandra trat näher, hob die Lampe und sah tatsächlich feine Linien, kaum tiefer als Messerspuren, die unter dem Feuchtglanz hervorstachen. Wieder Schrift. Wieder Zwang zur Lesung. Und wieder war die Zeit dafür nicht gegeben. „Genug“, sagte sie. „Sobald Schrift in der Sperre selbst liegt, wird nicht weitergebrochen.“ Doch diesmal fand ihre Stimme keinen Halt mehr in den Händen der anderen.

Einer von Darions Leuten setzte den Hebel an. Leuderos Begleiter stemmten sich mit dazu, nicht aus Geldgier wie die einen und nicht aus Besitzwillen, sondern aus jenem verhängnisvollen Eifer, der jede Hemmung für Mitschuld hält. Stein ächzte gegen

Stein. Dann sprang ein größeres Stück aus dem inneren Rand, und in demselben Augenblick war es, als löse sich der Raum aus seiner bisherigen Ordnung. Nicht laut zuerst. Nicht mit einem Schrei oder Donnerschlag. Sondern mit einer Überlagerung der Wahrnehmung, so plötzlich und vollkommen, dass mehrere zugleich innehielten, ohne zu wissen, worauf sie eigentlich reagierten.

Der Geruch änderte sich als Erstes. Der Moder des Ganges blieb, doch darüber legte sich ein Zug von feuchter Asche, verwelkten Blüten, kaltem Blut und jener dumpfen Süße, die nur von Dingen kommt, die zu lange verschlossen waren und dennoch nicht tot bleiben wollten. Zugleich flackerte das Fackellicht, ohne dass Wind durch den Gang ging. An den Steinwänden glitt der Schein in Formen, die nicht dem Feuer entsprachen. Für einen Atemzug meinte Lysandra, entlang der Mauern Gestalten ziehen zu sehen, in dunklen Gewändern, mit geneigten Häuptionen, als schreite ein Zug durch den Prozessionsgang, der nicht der Gegenwart angehörte und doch die Steine noch kannte. Als sie blinzelte, waren es bloß Schatten. Aber ihr Herz tat nicht, als wäre es bloß Schatten gewesen.

Dann kamen die Stimmen. Nicht aus dem Brunnen allein, nicht aus der eben gelösten Fuge, sondern aus mehreren Richtungen zugleich, als hätten Stein, Wasser und das eigene Innere plötzlich dieselbe Zunge angenommen. Einer der Arbeiter hörte seinen verstorbenen Vater und ließ den Hebel fahren, um sich mit beiden Händen über die Ohren zu schlagen. Ein anderer begann zu lachen, kurz und schrill, weil er irgendwo im Dunkel das Flüstern einer Frau vernahm, mit der er nach eigenem Geständnis nie vor einem Zeugen gesprochen hatte. Shanaya wich zurück und starrte an die Wand, als erkenne sie dort in den verfärbten Linien die Rundung eines Halses, den sie tags zuvor noch als Andachtsbild verteidigt hatte. Leudero hob die Stimme zu einem

Bannruf, aber selbst sein starkes Organ klang in diesem Augenblick, als rede es gegen Wasser an. Die Worte kamen an, doch sie setzten nichts fest.

Iraldo taumelte zur Seite und griff nach Lysandras Arm. „Da“, keuchte er, und seine Finger bohrten sich mit unziemlicher Härte durch den Stoff, „da steht sie.“ Er sah nicht auf die Fuge, sondern in den halbdunklen Gang hinein, wo nichts stand, was andere hätten fassen können. Lysandra folgte seinem Blick wider Willen. Für einen einzigen, schändlich langen Herzschlag sah auch sie etwas, das weder ganz Gestalt noch bloße Einbildung war: eine Frau an der Kante des Lichtes, das Haupt leicht geneigt, die Hand erhoben, nicht zum Gruß, sondern wie jemand, der einen Namen im nächsten Augenblick aussprechen wird. Ihr Gesicht blieb unkenntlich. Gerade darum traf der Anblick so tief. Nicht Erkenntnis, sondern die Form einer drohenden Vertrautheit. Lysandra riss den Blick fort, und als sie ihn zurückwarf, war nur noch der feuchte Stein da.

Vor der Öffnung brach nun die Ordnung vollends. Einer der jüngeren Träger stieß einen Laut aus, halb Schluchzen, halb Jubel, und ließ sich auf die Knie nieder, um mit beiden Händen nach dem nassen Boden der Schwelle zu greifen. Er murmelte einen Frauennamen, immer wieder denselben, als sei er dort unten in Wahrheit nicht dem Grauen, sondern der Erfüllung nahe. Rondriga fuhr zu ihm hin, packte ihn am Kragen und wollte ihn zurückzerren. Der Mann wand sich mit einer Kraft, die aus Trance und Verzweiflung zugleich kam, riss den Arm los und schlug mit dem Ellbogen blind nach hinten. Er traf nicht Rondriga, sondern den Arbeiter neben ihr an der Schläfe. Der Getroffene stürzte gegen die Steinwange und sackte mit einem dumpfen Laut zusammen, noch ehe jemand begriff, dass das Blut bereits aus dem Haar in den Kragen rann.

„Haltet ihn!“, schrie Rondriga. Doch der Kniende hörte nicht. Er hatte nun beide Hände in dem Wasser, das sich am Boden der Schwelle gesammelt hatte, und zog es an die Brust wie ein Liebender, der etwas Wiedergefundenes umarmt. Leudero sprang vor, nicht mehr als Untersucher, sondern als Kämpfer. Mit einem harten Griff riss er den Mann zurück. In diesem Augenblick fuhr der Träger herum und stieß ein Messer hervor, klein nur, ein Arbeitsmesser, das er wohl immer bei sich trug. Er führte es nicht mit klarer Tötungsabsicht, sondern wie ein Schlafwandler, der das Hindernis vor sich wegschneiden will. Die Klinge fuhr Leudero über den Unterarm und öffnete Stoff und Haut zugleich. Nicht tief genug, um ihn zu fällen, aber tief genug, dass Blut auf den Stein tropfte. Für einen Augenblick schien der ganze Gang den Tropfen zuzuhören.

Das war der Augenblick, in dem die Nacht in offenen Schrecken umschlug. Ein Mann blutete. Ein anderer lag reglos an der Wand. Die Stimmen mischten sich mit dem Geschrei der Lebenden. Shanaya betete nun nicht mehr milde, sondern mit jener atemlosen Hast, die jedes Maß verloren hat. Darion rief seinen Leuten zu, sie sollten die Öffnung sichern, doch selbst seine Befehle zerfielen in der Unordnung. Iraldo presste die Stirn gegen den Stein und murmelte, die Namen dürften nicht ins Wasser fallen, nicht ins Wasser, als habe die Szene vor seinen Augen sich längst mit der Schrift in seinem Kopf verknotet. Lysandra spürte, wie an den Rändern ihrer Wahrnehmung Erinnerungsbilder aufstiegen, die nicht dieser Nacht gehörten: eine Tür in Kuslik, halb geöffnet; die Stimme Selvas, weich und vorwurfsvoll; eine frühere Scham, die sie längst in die Stille ihres Pflichtgefühls vergraben glaubte. Sie wusste, dass es nicht wahr, nicht ganz wahr, nicht gegenwärtig war. Doch Wissen half nicht. Das war die Niedertracht des Ortes. Er verlangte nicht Glauben. Es genügte, dass der falsche Eindruck sich körperlich anfühlte.

Rondriga gelang es endlich, dem Messerträger den Arm hinter den Rücken zu reißen. Leudero trat ihm gegen die Wade, sodass der Mann zusammenbrach, und zwei weitere warfen sich auf ihn. Das Messer schlitterte davon und blieb im feuchten Staub liegen. Zugleich bewegte sich der reglose Arbeiter an der Wand mit einem hässlichen Zucken, stöhnte und versuchte, sich aufzurichten, nur um sofort wieder wegzusacken. Blut lief ihm nun über Ohr und Hals. Lysandra kniete sich neben ihn, spürte mit zitternden Fingern nach seinem Atem und fand ihn, flach und unzuverlässig. Sie wollte nach Tüchern rufen, nach Wasser, nach irgendetwas, das noch dem Bereich der gewöhnlichen Hilfe angehörte. Doch selbst diese Worte schienen im Gang zu schwer zu werden. Jeder Laut bekam hier einen zweiten Schatten.

Aus der geöffneten Kammer selbst kam kein sichtbares Wesen. Kein Totengesicht stieg heraus, keine Hand griff aus der Dunkelheit. Und eben das machte alles schlimmer. Das Übernatürliche blieb nicht fern, obwohl es keine Gestalt hielt. Es lag in der Weise, wie Erinnerung, Begehren, Geruch und Raum einander überlagerten, bis der eigene Leib nicht mehr sicher wusste, ob er vor einem Steinwerk stand oder mitten in einem fremden Willen. Lysandra begriff inmitten von Blut, Atemnot und heiserem Geschrei, dass jede weitere Öffnung die Anwesenden nicht erleuchtete. Sie machte sie brauchbarer. Verwendbarer. Die Kammer brauchte nicht hervorzubrechen. Es genügte, dass die Menschen vor ihr sich selbst zerschnitten, stürzten oder bluteten.

„Zurück! Alle zurück aus dem Gang!“ schrie sie endlich mit einer Kraft, die sie selbst überraschte. Diesmal gehorchten genug, weil die Nacht schon einen Preis genommen hatte. Männer zerrten den Verletzten hoch. Andere hoben den Bewusstlosen vorsichtig an. Leudero hielt die blutende Wunde am Arm gepresst und atmete stoßweise, doch selbst jetzt wich aus seinem Gesicht die

Härte nicht. Darion stand einen Schritt von der Schwelle entfernt und starrte in die halb geöffnete Kammer, als habe er in dem ganzen Schrecken nur eines gehört: dass dort unten wirklich etwas auf Antwort wartete. Eben darum war auch sein Schweigen in diesem Augenblick furchtbar.

Als die ersten aus dem Gang wichen, blieb auf den nassen Steinen vor der Öffnung das Blut Leuderos und des verletzten Arbeiters zurück, in kleinen dunklen Flecken zwischen Wasser und Kalk. Iraldo sah hin und begann mit trockener Kehle zu flüstern, als lese er darin eine Folge, die sich vollenden müsse. Lysandra zog ihn unsanft mit sich fort. Hinter ihnen gähnte der schmale Durchlass nun weiter offen als zuvor. Aus der Dunkelheit kam kein Laut mehr, nur ein Geruch wie von stehender Tiefe und langen verschwiegenen Dingen. Doch jeder im Gang wusste nun, dass der Ort nicht auf Antwort wartete, um sich zu zeigen. Er zeigte sich längst in den Menschen selbst: in dem Blut auf dem Stein, in der Hand, die im Wahn nach Wasser griff, in dem Messerstich, der keinen Hass brauchte, weil Verführung genügte.

Am vierten Tag, im ersten grauen Licht vor dem Morgen, lag über Kuslik noch jener schweigende Atem, der die große Stadt für wenige Augenblicke kleiner wirken lässt, als wäre sie nicht Freihafen, Tempelsitz und Hort gelehrter Zungen, sondern bloß ein Gewebe aus stillen Höfen, feuchten Gassen und geschlossenen Läden. Vom Meer her kam ein Wind, der Salz und Tang mit sich trug, doch in den engeren Straßen am inneren Wasserarm hing noch der Geruch der Nacht: Stein, Moder, abgestandenes Regenwasser in den Rinnen und das matte Ausatmen vieler Schlafender hinter verriegelten Türen. In einem schmalen Haus unweit eines kleinen Seitenbeckens, wo Händler,

Schreiber und niedere Bedienstete wohnten, stand Selva ai Dhalia am Fenster ihrer Kammer und hatte den Laden nur eine Handbreit geöffnet. Sie hätte um diese Stunde noch schlafen sollen. Doch sie war vor dem ersten Hahnenschrei erwacht, nicht plötzlich und nicht aus einem Traum gerissen, sondern mit dem widerwärtigen Gefühl, als habe jemand in ihrem Innern während der Nacht eine fremde Ordnung zurechtgelegt.

Das Haus war still. Unten im Hof tropfte Wasser aus einer schlecht gefügten Dachrinne in den steinernen Sammelbottich. Irgendwo hustete ein Nachbar. Sonst nichts. Und doch stand Selva da, barfuß auf den kalten Fliesen, die Hand am hölzernen Fensterrahmen, und wusste, dass etwas nicht stimmte. Nicht am Haus. Nicht an der Stadt. An ihr. Ihr Mund war trocken, als habe sie im Schlaf zu viel gesprochen. An den Fingerspitzen haftete ein feiner grauer Staub, den sie nicht kannte. Als sie ihn mit dem Daumen abrieb, blieb ein dunkler Strich auf der Haut zurück. Sie runzelte die Stirn. Am Abend zuvor hatte sie beim Markt am Wasser einen kleinen Gegenstand aufgehoben, der zwischen Schilfreuten, Schlamm und angeschwemmtem Hauskehricht am Rand eines Beckens gelegen hatte. Nichts Wertvolles, nur ein dünnes, dunkles Stück Metall, vielleicht von einer Kiste abgebrochen oder aus einem alten Beschlag gerissen. Sie hatte es nur deshalb mitgenommen, weil seine Form sonderbar war: flach, an einer Ecke durchstoßen, mit Linien darauf, die im ersten Blick wie Kratzer wirkten. Es lag noch immer unten in der kleinen Truhe bei ihrer Näharbeit. Sie hatte nicht daran gedacht, bis sie heute vor dem ersten Licht erwachte und mit einem Mal wusste, dass sie daran hätte denken sollen.

Selva war keine Frau, die jedem inneren Zittern gleich Bedeutung gab. Sie kannte Verstimmungen, schlechte Nächte, die dumpfe Gereiztheit, die aus zu wenig Schlaf und zu viel ungesagter Sorge wächst. Seit Lysandra ai Sahir ya Kuslik draußen im Umland bei

der Grabung weilte, hatte sich diese Sorge nur stiller, nicht geringer gemacht. Selva sprach selten davon. Nicht aus Kälte, sondern weil sie an Lysandra jene strenge Art liebte, die Pflicht eher trug als beklagte. Gerade darum traf sie der Wandel des Morgens so tief. Denn was nun in ihr arbeitete, war keine gewöhnliche Sehnsucht nach der abwesenden Vertrauten. Es war schärfer, fremder, beinahe schmähsch in seiner Offenheit. Sie dachte mit einem Mal an alte Begebenheiten, an Blicke aus längst vergangenen Sommern, an einen Mann, dessen werbende Rede sie einst kühl zurückgewiesen hatte, nicht weil er sie ekelte, sondern weil ihr Herz damals schon an eine andere Richtung gebunden war. Nun aber stieg die Erinnerung an ihn in ihr auf mit einer Wärme, die ihr sogleich Scham bereitete. Nicht zarte, bittersüße Wehmut. Etwas Härteres. Besitzwunsch beinahe. Die Vorstellung, wie es wäre, einen Menschen nicht nur zu begehren, sondern ihn durch das Begehren herabzuziehen, zu prüfen, zu verletzen, ehe man sich ihm hingeeben hätte. Selva wich vom Fenster zurück, als könne sie den Gedanken durch eine Bewegung aus ihrem Leib schütteln.

Unten im Haus begann die Magd im Herdraum Holz zu schichten. Das schlichte Geräusch hätte tröstlich sein sollen. Stattdessen empfand Selva eine plötzliche, ungerechte Gereiztheit dagegen, als störe die Magd etwas, das in ihr erst Form gewann. Sie presste die Lippen aufeinander und schalt sich im Stillen. Dann merkte sie, dass sie währenddessen einen Namen vor sich hingemurmelt hatte. Nicht Lysandras Namen. Einen fremderen. Halb bekannt, halb wie aus einer vergessenen Ecke des Gedächtnisses gezogen. Sie sagte ihn noch einmal, diesmal lautlos, und spürte zu ihrem eigenen Schrecken, dass die Zunge ihn willig formte, als sei er ihr vertraut. Er gehörte niemandem, den sie wahrhaft kannte. Vielleicht hatte sie ihn irgendwo gehört, auf dem Markt, im Vorübergehen, in einem Traum. Und doch lag

etwas in ihm, das ihr Herz mit demselben ungehörigen Druck angriff wie die Bilder der Nacht.

Sie zog hastig das Kleid über, band die Haare zurück und ging hinunter in den kleinen Wohnraum. Der Morgen hatte das Haus noch nicht ganz erfasst. Die Fensterläden waren geschlossen, nur ein Spalt Licht fiel durch die Ritzen und zeichnete schmale Balken über Tisch und Truhe. Als Selva den Deckel hob, lag das Metallstück dort, wo sie es hingelegt hatte. Es war unscheinbar genug, dass sie beinahe über sich gelacht hätte. Ein dünner Bleistreifen, von Wasser und Schmutz geschwärzt, an einem Ende durchbohrt, an den Kanten unregelmäßig, als sei es von etwas Größerem abgebrochen. Doch nun, im grauen Morgenlicht, sah sie, dass die Linien auf seiner Fläche keine bloßen Kratzer waren. Sie liefen zu dicht und zu absichtsvoll, als dass bloßer Zufall sie so hätte setzen können. Kein Bild ergab sich daraus, kein vertrauter Buchstabe. Aber ihr Blick blieb daran haften, als warte die Fläche nur auf den rechten Winkel des Lichtes, um ihr mehr preiszugeben.

Die Magd trat mit Holzschitten herein und blieb stehen, als sie Selva so über die Truhe gebeugt sah. „Herrin?“ fragte sie vorsichtig. Selva fuhr zusammen und klappte den Deckel zu schnell zu. Der Laut des zuschlagenden Holzes hallte ungebührlich scharf im Raum. „Nichts“, sagte sie, und schon in demselben Atemzug kam ihr das Wort falsch vor. Nicht, weil sie die Magd belog. Sondern weil ihr das Stück in der Truhe bereits wie mehr als ein Nichts erschien. Die Magd musterte sie mit jener scheuen Aufmerksamkeit, die Dienstboten ihren Herrschaften schenken, wenn diese aus dem Gewohnten fallen. „Ihr seid bleich.“ Selva wollte antworten, sie habe nur schlecht geruht. Stattdessen hörte sie sich sagen: „Hat jemand heute früh an der Hintertür gestanden?“ Die Frage war so sonderbar, dass die Magd unwillkürlich die Stirn runzelte. „Nein, Herrin. Warum?“ Selva

schüttelte den Kopf. Sie wusste es selbst nicht. Nur dass sie im Erwachen die Gewissheit gehabt hatte, jemand habe draußen gestanden und ihren Namen gekannt.

Im weiteren Verlauf des Morgens wurde die Veränderung nicht geringer, sondern klarer. Beim Brotbrechen fiel Selva auf, dass ihr Geschmack verdorben war. Der Honig erschien ihr widerwärtig süß, das dunkle Brot trocken wie Staub, und der Geruch des Kräutertees rührte in ihr eine unpassende Traurigkeit auf, als säße in den aufsteigenden Dämpfen eine Erinnerung, die sie nicht besaß. Zweimal sprach sie die Magd mit einem falschen Namen an. Beim dritten Mal erschrak sie so heftig über sich selbst, dass sie den Becher umstieß. Der Tee rann über den Tisch und bildete in den Fugen des Holzes kleine dunkle Wege. Für einen Augenblick konnte sie den Blick nicht davon lösen. Es sah aus wie etwas, das sich seinen Lauf suchte.

Als die Glocke eines nahen Tempels die nächste Stunde schlug, ging Selva dennoch nicht in die Stadt hinaus, wie sie es sonst getan hätte. Sie blieb im Haus, irrte von der Kammer zum Fenster, vom Fenster zur Truhe, von dort wieder in den kleinen Hof, wo die feuchte Luft aus dem Bottich aufstieg. Zweimal meinte sie, auf dem Wasserfilm in der Zisterne des Hofes eine Bewegung zu sehen, die keine vom Wind war. Beim dritten Mal beugte sie sich so tief darüber, dass die Magd sie am Ärmel zurückzog und erschrocken fragte, ob ihr schwinde. Selva antwortete zu scharf, riss den Arm los und bereute es im selben Augenblick. Die Magd wich zurück, nicht trotzig, sondern verletzt. Gerade dieser kleine häusliche Schmerz traf Selva unverhältnismäßig hart. Es war, als wolle etwas in ihr jede vertraute Bindung anritzen, um an ihrer Stelle einen fremden Druck zu setzen.

Gegen Vormittag kam ein Nachbar mit einer Nachricht wegen eines Lieferzettels, und Selva empfing ihn an der Tür. Der Mann war unauffällig, grau gekleidet, ein Witwer aus dem zweiten Haus

am Hof. Sie kannte ihn seit Jahren, ohne je mehr als die Höflichkeit des Alltags für ihn empfunden zu haben. Nun aber sah sie mit einem Mal den leichten Riss an seinem Handschuh, die rauen Finger, die feuchte Haarsträhne an der Schläfe, und es durchfuhr sie eine heftige, beinahe boshafte Neugier darauf, wie seine Stimme klänge, wenn er nicht so demütig spräche. Zugleich stieg in ihr Verachtung darüber auf, dass er überhaupt vor ihr stand. Die beiden Regungen trafen einander nicht, sie fraßen einander auch nicht auf. Sie bestanden nebeneinander. Selva musste die Tür mit beiden Händen halten, um nicht entweder zu nah an ihn heranzutreten oder sie ihm vor der Nase zuzuschlagen. Der Nachbar merkte wohl, dass etwas an ihr nicht in Ordnung war. Er zog sich rasch zurück, und Selva schloss die Tür mit einer Härte, die das ganze Haus erzittern ließ.

Dann kam die Stunde, in der ihr die Worte nicht mehr gehorchten. Sie stand wieder vor der Truhe, hatte den Bleistreifen abermals herausgenommen und hielt ihn nun gegen das Licht. Die Linien darauf schienen sich nicht zu bewegen, und doch änderten sie ihren Eindruck, sobald sie den Atem anhielt. Es war, als bilde sich zwischen zwei scheinbaren Kratzern eine Folge, die ein Auge als Schrift behandeln konnte, wenn es nur lange genug hinsah. Selva wusste nicht, ob sie wirklich las oder nur in die Fläche hineindachte. Aber plötzlich sprach sie drei Namen aus, leise und mit einer Gewissheit, die ihr erst nach dem dritten Laut das Herz kalt machte. Keiner dieser Namen gehörte zu ihrer Familie. Keiner zu den Nachbarn. Und doch fühlten sie sich nicht fremd an. Sie fühlten sich an wie Worte, die in einem anderen Raum schon lange auf ihre Zunge gewartet hatten.

Gerade in diesem Augenblick pochte es an der Tür, und die Magd rief, eine Botin aus dem Umland sei eingetroffen, mit einem kurzen Gruß aus der Grabung für Selva. Der Bleistreifen fiel ihr beinahe aus der Hand. Ein jäher Gedanke schoss durch sie:

Lysandra. Nicht Sehnsucht nun, sondern ein scharfer, fast feindseliger Hunger nach Gewissheit, ob die Abwesende an sie denke, ob sie sie ebenso schmerzlich im Sinn trage, ob sie vielleicht längst einem anderen Namen verfallen sei. Selva erschrak über die Heftigkeit dieses Gedankens so sehr, dass sie den Streifen wieder in die Truhe warf, als habe er sie verbrannt. Doch verbrannt hatte er nicht. Er hatte nur etwas in ihr berührt, das dort nicht hätte berührt werden dürfen.

Als sie die Botin empfing, eine durchnässte Schifferstochter mit müdem Gesicht, bemühte sie sich um Fassung. Der Gruß war belanglos, nur eine knappe Nachricht, dass Lysandra aufgehalten werde und Selva sich um nichts sorgen solle. Gewöhnliche Worte. Desto grausamer war ihre Wirkung. Denn Selva fühlte nicht den Trost, den sie hätten geben sollen, sondern eine bittere Aufwallung. Nicht um nichts sorgen? War sie so leicht wegzustellen, so sicher im Haus zu verwahren, während draußen Dinge geschahen, die in ihr selbst nun schon Früchte trugen? Sie dankte der Botin mit korrekter Stimme und schloss die Tür. Danach stand sie lange in der stillen Kammer und merkte, dass ihre Hände zitterten. Nicht vor Furcht allein. Vor Kränkung. Vor einem Begehren, das sich längst nicht mehr darauf beschränkte, Lysandra heil zurückzuwünschen. Es wollte Antwort. Es wollte Eingeständnis. Es wollte, dass jemand denselben inneren Riss spüre.

So begann das Unheil in Kuslik nicht mit einem Schrei, keinem toten Gesicht am Fenster und keinem offenbaren Wunder. Es begann mit einem kleinen Stück Blei in einer Truhe, mit fremden Namen auf einer vertrauten Zunge und mit Wünschen, die plötzlich eine Härte annahmen, die nicht zu Selva ai Dhalia gehörte. Gerade darin lag seine Niedertracht. Es griff nicht zuerst nach Leib oder Haus, sondern nach dem, was zwischen Menschen zart, verborgen und darum verwundbar ist. Und als

Selva am Ende des Vormittags wieder an der Truhe stand und sich dabei ertappte, wie sie den Deckel schon berührte, ehe sie den Entschluss dazu gefasst hatte, wusste sie noch nichts von Schacht, Kammer oder Namenslisten. Doch das war nicht nötig. Der Grabungsort hatte sie bereits erreicht.

Am vierten Tag stand der Morgen schon weit, als man im Wassertechnikschacht und am Zisternenring jene Art von Geschäftigkeit entfaltete, die leicht mit Hoffnung verwechselt wird. Nach der Nacht am Prozessionsgang, nach Blut auf Stein, nach wirren Stimmen und dem Anblick eines Mannes, der auf den Knien Wasser an die Brust gezogen hatte wie eine verlorene Geliebte, hungerte das Lager nach einem Tun, das nicht weiter in die Tiefe führte und doch den Schein der Herrschaft wahrte. Die Lösung, die nun von mehreren Seiten zugleich aufstieg, kam eben darum so überzeugend daher, weil sie weder nach frommem Wagnis noch nach rohem Durchbruch aussah. Man müsse einzelne Kammern fluten, hieß es, Wasser gegen Wasser setzen, die offenen Gänge füllen, die Stimmen ersticken, den Luftzug brechen und den Druck der Anlage auf sich selbst zurückwerfen. Kein Mensch nannte es Rettung. Doch auf vielen Gesichtern lag genau dies: die heimliche Begier, es möge endlich etwas geschehen, das nicht nur Gefahr, sondern auch Erleichterung bringe.

Rondriga Paligan hatte die Männer an Karren, Seilen und Winden eingeteilt, nicht weil sie an den Plan glaubte, sondern weil sie wusste, dass ein halb ausgeführter Notgriff oft schlimmer ist als ein törichter, der wenigstens straff geführt wird. Über dem Schacht hingen Tauwerke, die im Licht der späten Morgenstunde feucht glänzten. Holzräder knackten unter Last. Ein alter Zufluss,

der bisher nur als tote Leitung gegolten hatte, war in der Nacht freigeräumt worden. Nun sollte er geöffnet werden, damit das aufgestaute Wasser aus einer höheren Zisterne in die gefährdeten Bereiche dränge. Darion Mercatio di Vascello stand bei den Männern, sprach kurz, maßvoll, beinahe fürsorglich, und gerade dieser Ton verlieh dem Vorhaben jenes Ansehen der Vernunft, das es so gefährlich machte. Leudero Salkya von Ruthor billigte den Plan nicht aus Wasserkunde, sondern weil jedes Verstummen der Stimmen ihm als Teilsieg über einen Frevel galt. Shanaya di Lacara schwieg, weil rohe Zerstörung im Augenblick ausblieb. Und Lysandra ai Sahir ya Kuslik stand am Rand des Zisternenrings und wusste, dass sie dies hätte verhindern müssen, lange ehe es zu einem Vorschlag geworden war.

Sie hatte in der Nacht kaum geruht. Der Verletzte aus dem Prozessionsgang lebte, doch sein Atem blieb flach, sein Blick unstet, als habe der Sturz an der Steinwange nicht nur Fleisch, sondern etwas von seinem inneren Halt zerrissen. Leuderos Arm war verbunden worden, und dennoch trug der Rondrianer die Wunde wie einen Beweis, dass der verborgene Ort nur durch größere Entschlossenheit zu beugen sei. Iraldo Nivelle hatte seit Sonnenaufgang kaum gesprochen. Er stand etwas abseits bei den Schreiberkisten, das Gesicht aschfahl, und verfolgte jede Bewegung an Schacht und Leitung mit einer Spannung, als lausche er nicht den Männern, sondern dem Wasser selbst. Lysandra sah all dies, und in ihr stritten zwei Erkenntnisse. Die erste war klar: Jede neue Verbindung von Wasserläufen und Kammern konnte die Ordnung der Anlage erweitern. Die zweite war schwächer, schändlicher und doch nicht totzukriegen: Wenn die Stimmen verstummen, wenn die Luft in den Gängen still würde, wenn nur für eine Stunde das Drängen aus Schacht und Schrift nachließe, dann bekäme sie vielleicht Zeit. Schon dass dieser Gedanke in ihr aufstieg, war ein Verrat an der eigenen Einsicht.

„Das darf nicht geschehen“, sagte sie zu Darion, noch ehe der erste Sperrkeil am alten Zulauf gelöst wurde. „Wir kennen die Führung nicht. Wir wissen nicht, was das Wasser trägt. Wenn Nägel, Tafelteile oder Bindungsspuren in Bewegung geraten, treiben wir sie womöglich weit über den Schachtbereich hinaus.“ Darion hörte sie an, als wäge er vernünftige Rede ab. Dann antwortete er in jenem sanften Ton, der fast mehr kränkte als offener Hohn. „Und wenn wir nichts tun, hören wir heute Nacht wieder Stimmen aus dem Brunnen und tragen morgen den nächsten Mann blutend fort. Es ist ein Notgriff, nicht mehr. Ein vorläufiger Bann durch die Hand des Wassers.“ Leudero trat hinzu und sprach schärfer. „Wenn das Übel im Dunkel Wurzeln schlägt, dann muss man es unter Druck setzen. Nicht jede Handlung braucht erst den Segen der Feder.“ Lysandra wollte entgegenen, Wasser sei hier nicht Gegengift, sondern Teil des Werkes selbst. Doch sie sah in die Gesichter der Arbeiter und schwieg für einen Atemzug zu lange. Zu viele erwarteten von ihr nicht mehr Warnung, sondern Erlösung. Gerade darum verlor die Warnung an Macht.

Die Öffnung des Zulaufs begann unspektakulär. Ein Keil wurde gezogen, eine verrammelte Steinplatte mit Hebeln gelöst, dann setzte sich das erste Rinnen in Gang. Kein Wunder, kein Brüllen, nur das tiefe, stetige Geräusch ansteigender Strömung, das in den Schacht hinabgriff und von dort dumpf beantwortet wurde. Männer an den Winden hielten die Zugseile straff. Rondriga brüllte Befehle, dass keiner den Fuß zu nahe an die Kante setze. Das Wasser, zunächst nur ein dunkler Schimmer in der Leitung, gewann rasch an Kraft. Es glitt erst in dünnen Bändern, dann in einem gedrängten Schwall durch den geöffneten Lauf und verschwand unten in der Dunkelheit der Verbindungskammern. Ein kalter Hauch stieg herauf. Nicht der scharfe Luftzug der Öffnung, sondern das breite Atmen eines Ortes, der nun wieder gefüllt wird. Mehrere Männer schlugen das Borponsrad. Einer

murmelte, es rieche plötzlich nach Blumen in einer Gruft. Ein anderer sagte nichts mehr und presste nur die Lippen aufeinander.

Für einige kostbare Augenblicke schien der Plan zu wirken. Die dumpfen Laute aus der Tiefe, die seit der Nacht immer wieder wie halbe Stimmen oder falsche Atemzüge durch die Schächte gekrochen waren, verloren sich. Selbst Iraldo hob den Kopf, als traue er der Stille kaum. Vom Brunnen her kam nichts. Kein Flüstern. Kein Name. Nur das Rauschen des nachdrängenden Wassers. Ein Arbeiter lachte kurz auf, erschöpft und halb ungläubig, als habe ihm jemand die Schlinge vom Hals genommen. Shanaya schloss die Augen und sprach ein leises Dankwort, nicht laut genug, um den Erfolg offen zu segnen, aber doch in der Hoffnung, dass das Schlimmste vielleicht einen Augenblick nachlasse. Lysandra spürte, wie das Lager diesen Wechsel mit gieriger Erleichterung trank. Gerade darin lag das Gift der Stunde. Denn was eine erste Linderung bringt, wird allzu leicht für Heilung gehalten.

Dann kamen die ersten Zeichen des wahren Preises. Nicht unten im Schacht zuerst, sondern draußen am Kanalufer. Ein Knecht lief heran, so außer Atem, dass seine ersten Worte unverständlich blieben. Erst beim zweiten Versuch begriff man, was er stammelte: Im Seitenarm treibe plötzlich allerlei Gerät, Holzstücke, Leinenfetzen, dunkler Schlamm – und dazwischen etwas, das wie Metall blinke. Rondriga fluchte und sandte zwei Männer hinunter. Noch ehe sie ganz außer Sicht waren, hörte man von dort einen Ruf, schärfer als bloße Meldung. Darion befahl, das Wasser zu halten, doch dazu war es schon zu spät. Die Strömung hatte ihren Weg gefunden. Was unten in Kammern, Nischen und Schlammnestern gelegen hatte, löste sich nun und suchte neue Bahnen.

Lysandra lief selbst zum Ufer. Schon auf halbem Weg sah sie, dass der Kanal anders geworden war. Das Wasser, sonst träge und dunkelgrün, trug nun helle Schlieren und dazwischen Stücke, die nicht dorthin gehörten. Ein Brett mit eingeritzten Zeichen trieb schief zwischen Schilfhalmern. Dahinter eine Kordel mit daran hängenden Nägeln, klein, schwarz und vom Wasser blank geschliffen. Ein Stück dünnen Bleis schlug gegen einen Pfahl und drehte sich im Kreis, als wolle es nicht vorbeigelassen werden. Noch weiter draußen fing sich etwas in den Weiden am Rand: ein Bündel aus Leinen, durchweicht und grauschwarz, in dessen Falten kurze Metallblitze aufstachen. Es sah aus wie Unrat. Lysandra wusste, dass es keiner war. Was die Anlage bisher in der Tiefe gehalten hatte, trug das Wasser nun wie Samen nach außen.

Am Ufer standen bereits zwei Fischerjungen, die nicht zum Lager gehörten und das Treiben mit jener törichten Neugier der Stadtjugend betrachteten. Einer hatte einen langen Haken in der Hand und wollte nach dem Bleistreifen angeln, als sei es ein wertvoller Schrott. Rondriga warf sich mit einem Schrei den Hang hinab, riss dem Burschen die Stange aus der Hand und stieß beide Jungen so grob zurück, dass einer in den Schlamm fiel. Er begann wütend zu zetern, doch als er Rondrigas Gesicht sah, verstummte er. Selten hatte Lysandra die Vorarbeiterin so gesehen: nicht bloß zornig, sondern in jener nackten, wortlosen Furcht, die auch den Härtesten die Stimme tief aus dem Leib holt. „Niemand fasst etwas an!“ rief Rondriga. „Nicht Holz, nicht Metall, nicht Stoff, gar nichts!“ Ihre Worte liefen über das Wasser wie schlechte Kunde.

Hinter ihnen am Zisternenring riefen Männer durcheinander. Ein zweiter Knecht kam herbei und meldete, auch im Lager selbst treibe nun Zeug an den kleinen Abflüssen an, dort, wo Schmutzwasser aus den Kochstellen und dem Waschplatz in Gräben lief. Ein Stückchen Blei sei bis an die hölzerne Rampe

gespült worden. Einer der Küchenjungen habe es schon aufgehoben, ehe man ihm auf die Finger schlagen konnte. Shanaya schlug bei dieser Nachricht die Hand vor den Mund. Leudero fluchte zum ersten Mal nicht mit dem Zorn des Eiferers, sondern mit dem kurzen, rauen Ton eines Mannes, der begreift, dass die gewählte Waffe dem Feind die Tore geöffnet hat. Darion blieb stehen und sah auf das Wasser, und wenn je in seinem Gesicht die Ahnung eines Fehlgriffs stand, dann in diesem Augenblick. Doch selbst jetzt sagte er nichts, was den Irrtum ganz eingestanden hätte. Männer seines Schlages tun das selten, wenn Eingeständnis und Machtverlust allzu nah beieinander liegen.

Lysandra kniete am Rand des Kanals nieder und sah, wie zwischen gewöhnlichem Treibgut kleine Ordnungsspuren daherkamen: ein Nagel, der durch ein Bleistück geschlagen war; eine Holzleiste mit eingeritztem Namen; ein Fetzen Stoff, auf dem Tinte oder Ruß dieselben drei Zeichen mehrfach wiederholte. Nicht alles war sofort lesbar. Das war nicht nötig. Schon die Menge der Dinge machte die Lage furchtbar. Denn jedes Stück war nun nicht mehr an Schacht, Kammer oder Tisch gebunden. Es konnte in eine Schifferhütte treiben, unter einen Lagerkarren geraten, in der Küche unter einen Korb rutschen oder in Kuslik selbst an irgendeinem stillen Seitenbecken vom Wasser ausgespien werden. Die Anlage war nicht gedämpft worden. Sie war vervielfacht worden.

„Sperrt den Kanal“, sagte sie, und ihre Stimme war heiser. „Netze. Haken. Tücher über die Abflüsse. Niemand geht allein ans Wasser. Alles, was treibt, wird mit Handschuhen und Zangen geborgen und in trockene Kisten gesperrt. Sofort.“ Rondriga griff den Befehl auf, weil im Augenblick jeder klare Handgriff besser war als Entsetzen. Männer liefen, riefen, stolperten. Doch schon während der ersten Netze herangetragen wurden, wusste Lysandra, dass solche Maßnahmen nur noch Schadensminderung

waren. Nicht Bannung. Nicht Rettung. Ein Fischerkahn stieß weiter draußen bereits vom Ufer ab, von der Unruhe angelockt. Im Lager schrie irgendwo eine Frau auf, vielleicht weil ihr ein nasser Stoffrest in die Hände geraten war, vielleicht bloß aus Angst. Beides unterschied sich kaum noch.

Iraldo war ihnen gefolgt und stand nun wie erstarrt am Uferrand. Sein Blick hing an einem Stück Holz, das halb im Schilf steckte. Auf dem nassen Brett waren in schiefen Ritzungen zwei Namen zu lesen, einer fast ausgelöscht, der andere frisch vertieft, als habe erst jüngst jemand nachgezogen, was älter war. Iraldos Lippen bewegten sich, und Lysandra hörte mit kaltem Schrecken, dass er die Namen nicht las, sondern ihnen antwortete. Sie packte ihn am Handgelenk, ehe er einen Schritt ins Wasser setzen konnte. Er zuckte zusammen, als sei er aus einem Traum gerissen. „Es muss fort“, flüsterte er. „Es findet sonst neue Mündler.“ Die Worte waren wirr und doch nicht ganz falsch. Gerade das machte sie so schwer zu ertragen.

Als der Tag weiterstieg, war die erste Hoffnung des Morgens restlos verkehrt. Die Stimmen aus der Tiefe waren für den Augenblick schwächer geworden, ja. Dafür trug nun jeder Abfluss, jede Rinne, jede Wasserstelle den Keim eines neuen Zugriffs in sich. Was wie eine vernünftige Notmaßnahme begonnen hatte, hatte den Schrecken nicht beendet, sondern aus dem Innern der Anlage in Lager, Kanal und die offenen Wege nach Kuslik gespült. Die falsche Lösung hatte gerade deshalb so bereitwillige Zustimmung gefunden, weil sie wie ein Handgriff der Technik erschien und nicht wie ein weiterer Frevel. Nun aber lag der Preis sichtbar auf dem Wasser: Tafelteile, Nägel, Stoffreste, Holzsplitter mit Namen, und darüber die furchtbare Einsicht, dass das Lager den Ort nicht länger eingrenzte. Es war selbst zum Auswurfkanal des Unheils geworden.

Lysandra stand zwischen Ufer, Ring und Schacht und wusste mit jener klaren Bitterkeit, die keinen Trost mehr kennt, dass sie nicht nur zu spät gewarnt hatte. Sie hatte das Wort nicht mit der Härte durchgesetzt, die nötig gewesen wäre. Aus Angst vor Beschlagnahme hatte sie um den Befund gerungen. Aus Hoffnung auf Lesbarkeit hatte sie zu lange im Innern gearbeitet. Nun trieben die Folgen ihrer Zögerung an den Pfählen des Seitenarms vorbei und nahmen Kurs auf Hände, Häuser und zufällige Augen. Das Wasser hatte für eine kurze Stunde geschwiegen. Doch sein Schweigen war nur der Preis dafür gewesen, dass es den Schrecken hinauszutragen begann.

Am vierten Tag gegen Abend war der offene Lagerplatz nicht mehr der Mittelpunkt einer Grabung, sondern der eines belagerten Übels. Über den Brettern, Karren und Zelten hing ein unruhiges Licht, weil die Sonne bereits sank und zugleich überall Fackeln, Lampen und Herdfeuer angezündet wurden, als könne mehr Helligkeit die Ordnung zurückholen. Doch das Mehr an Licht zeigte nur mehr Schrecken. Aus den Gräben, die vom Waschplatz und den Kochstellen zum Seitenarm hinabließen, hatte man nasse Tücher, Bleistreifen, kleine Holzstücke und dunkle Kordeln gezogen und in Kisten geworfen, die niemand gern berührte und doch keiner offenstehen lassen wollte. Die Kisten standen nun am Rand des Platzes wie schlechte Zeugen. Aus manchen tropfte Wasser auf die Bohlen. Jeder Tropfen schien länger zu klingen, als ein Tropfen klingen dürfte. Niemand trat gern daran vorbei.

Seit der Flutung der Kammern war das Lager nicht zur Ruhe gekommen. Im Gegenteil. Die Unruhe hatte nun keinen einzelnen Ursprung mehr, keinen Brunnenrand, keine Fuge,

keinen einen Gang, auf den man zeigen konnte. Sie war in Wege, Hände und Stimmen geraten. Einer der Küchenjungen hatte beim Bergen eines nassen Stoffrestes plötzlich den Namen seiner verstorbenen Schwester geschrien und war fortgelaufen, ohne Schürze, ohne Schuhe, bis zwei Männer ihn am Zaun einfingen. Eine Magd hatte behauptet, in der Wasserwanne ihres Spülplatzes ein Gesicht zwischen den Spiegelungen gesehen zu haben. Drei Arbeiter stritten, wer von ihnen ein Bleistück absichtlich in den Schlafbereich getragen habe. Jeder bestritt alles mit der Heftigkeit eines Menschen, der nicht nur Unschuld behaupten, sondern das bloße Berührtsein von sich stoßen will. Gerade diese Heftigkeit verriet, wie tief das Übel bereits in ihre gewöhnliche Rede gegriffen hatte.

Lysandra ai Sahir ya Kuslik trat aus dem Schriftzelt auf den Platz und blieb einen Augenblick stehen. Das Bild vor ihr war nicht bloß laut, sondern entstellt. Männer packten ihre Bündel, warfen Töpfe, Decken und Werkzeuge auf Handkarren oder schulterten sie einfach, als sei jede Richtung fort vom Lager besser als die nächste Stunde darin. Andere schrien ihnen nach, sie stünden noch in Darions Sold oder müssten auf ausstehenden Lohn warten. Wieder andere wollten die Kisten mit den geborgenen Stücken aufbrechen, um nachzusehen, ob wirklich Namen darauf eingeritzt seien. Das Entsetzen hatte hier zwei Gestalten angenommen, die einander antrieben: Flucht und Neugier. Wer nicht weg wollte, wollte wissen. Und wer wusste, wollte noch rascher fort.

Rondriga Paligan stand mitten auf dem Platz und versuchte mit heiserer Stimme, wenigstens den Ausgang zum Kanalufer frei zu halten. „Nicht alle zugleich! Einer nach dem andern!“ rief sie, doch die Worte prallten an der Menge ab wie Kiesel gegen einen Mühlstein. Zwei Arbeiter zerrten an derselben Truhe, weil der eine darin sein Hemd und der andere darin einen geborgenen

Haken vermutete, den niemand unbeaufsichtigt lassen wollte. Eine Frau aus der Küche hielt ein Bündel an die Brust gedrückt und weinte, ohne laut zu schluchzen, nur mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen, als habe sie sich selbst schon aus ihrer eigenen Stimme verloren. Dahinter brüllte ein Knecht, man müsse die Zelte niederreißen und den ganzen Platz räumen, ehe das Wasser noch höher steige. Ein anderer schrie zurück, wer gehe, trage den Frevel in die Welt hinaus. Zwischen beiden stand nur ein Junge mit einem Eimer, der nicht wusste, wohin er mit sich sollte, und gerade deshalb das jämmerlichste Bild auf dem ganzen Platz bot.

Leudero Salkya von Ruthor trat auf die Stufe vor der kleinen Lagerkapelle und hob die Stimme zu einem Ruf, der über die Unordnung hinwegschlug wie ein Hornstoß. „Hört mich an! Niemand verlässt diesen Platz mit Fundstücken, nassen Tüchern oder Holz aus den Gräben! Alles wird gesammelt, gesichtet und dem Bann unterworfen!“ Seine Worte hatten Macht, weil sie in klaren Formen kamen. Gerade darum riefen sie sogleich Widerstand hervor. Darions Wachleute, die am Rand des Platzes bei Karren und Lagerlisten standen, fassten den Befehl nicht als Hilfe, sondern als Griff nach Besitz und Hoheit. Einer von ihnen, ein scharfgesichtiger Mann mit ledernen Handschuhen, trat vor und rief, niemand beschlagnahme hier ohne Weisung des Herrn di Vascello. Alles, was geborgen sei, gehöre unter dessen Schutz und Aufsicht. Sofort erhob sich Gegengeschrei. Einige Arbeiter, die Leuderos Härte am Mittag noch gefürchtet hatten, fanden nun Trost in der Aussicht, wenigstens die Wachleute in Schranken gewiesen zu sehen. Andere hielten sich an Darions Seite, weil sie ihren Lohn und ihre Rückreise nicht an einen Tempelstreit verlieren wollten. Das Lager brauchte keinen neuen Schrecken. Es genügte, dass zwei Arten von Ordnung gegeneinander traten.

Darion Mercatio di Vascello selbst erschien erst, als die Stimmen bereits kippten. Er kam von der Seite der Vorratszelte, in noch immer gepflegter Reisekleidung, die trotz Staub und Wasserflecken den Anspruch auf Vorrang nicht verloren hatte. Sein Gesicht war bleicher als sonst, doch seine Haltung blieb gesammelt. Gerade das machte ihn in diesem Augenblick gefährlich. Ein Mann, der unter offenem Verderben noch Fassung zeigt, zieht die Verzwifelten an wie ein Pfahl im Hochwasser. Er hob die Hand, und etliche seiner Leute verstummten sofort. „Niemand greift meine Lagerbestände oder meine Arbeiter an“, sagte er mit tragender Ruhe. „Die Fundstücke werden gesichert, nicht im Durcheinander von Eifernern verstreut. Wer den Platz jetzt kopflos verlässt, trägt Schande und Gefahr weiter, statt sie zu mindern.“ Das war nicht völlig falsch. Eben deshalb war es so schwer zu brechen.

Leudero sprang auf der Kapellenstufe vor, als wolle er mit einem einzigen Satz alles zerschneiden, was Darions Besonnenheit an Bindekraft besaß. „Nicht Eure Bestände sind hier das Maß, sondern der Frevel!“ rief er. „Ich untersage jedes Wegschaffen, bis die Dinge geprüft und unter Siegel gestellt sind!“ Darions Wachhauptmann trat nun ebenfalls vor, die Hand am Schwert, ohne es zu ziehen. Rondriga fluchte laut, weil sie in dem Augenblick begriff, dass das Lager nicht mehr an Mangel an Befehlen litt, sondern an deren Überfluss. Von einem Ende des Platzes kam der Ruf, man solle alles ins Feuer werfen. Vom anderen, man solle gar nichts verbrennen, bevor die Leitung es gesehen habe. Shanaya di Lacara bemühte sich, zwischen beide Fronten zu treten und wenigstens die Kisten mit Reliefresten und beschrifteten Brettern vor blindem Zerschlagen zu bewahren. Doch ihre Stimme ging im Lärm fast unter. Wer panisch ist, hört selten auf diejenige, die nicht droht.

Dann brach die Flucht offen aus. Ein halbes Dutzend Arbeiter, unter ihnen zwei Frauen vom Kochplatz und der Junge mit dem Eimer, griffen nach ihren Bündeln und wollten zum äußeren Steg, wo die kleineren Kähne lagen. Einer schrie, lieber ertrinke er im Seitenarm, als noch eine Nacht unter diesen Stimmen zu verbringen. Ein anderer rief, in Kuslik gebe es Tempel, Tore, Häuser, Menschen, nicht nur dieses verfluchte Loch am Wasser. Kaum hatte er das gesagt, da stürzte ein Knecht aus der Richtung des Waschgrabens heran, das Gesicht von Schlamm verschmiert und die Hände blutig. Er hielt etwas in der Faust, das wie ein Stück Stoff aussah, und schrie, der Name seiner Mutter habe daran gestanden, dann der seines toten Sohnes, dann wieder ein anderer. Keiner verstand ihn ganz. Das war nicht nötig. Schon die Form seines Schreckens genügte, um drei weitere Menschen nach ihren Bündeln greifen zu lassen.

Lysandra trat vor, hob beide Arme und rief, niemand dürfe jetzt mit nassen Stücken oder Grabenholz fort. Sie sprach richtig. Doch Richtigkeit hat in solcher Stunde nur Macht, wenn sie früh genug kommt oder von unanfechtbarer Gewalt getragen wird. Beides fehlte. Ein Teil der Menge hörte nur, dass auch sie den Ausgang sperren wollte. Ein anderer Teil sah in ihrem Auftreten endlich die Gelehrte, die alles zu lange im Innern behalten hatte. Ein Mann aus Darions Reihen rief ihr entgegen, dies sei die Folge ihres ewigen Zauderns. Ein Schreiber, den sie selbst aus Belhanka geholt hatte, schrie zurück, ohne ihre Vorsicht wären schon längst alle tot oder gebunden. Beide hatten auf ihre Weise recht, und eben darum war keine Seite rein. In solchen Lagen greift Wahrheit nicht ordnend ein. Sie spaltet tiefer.

Der erste Stoß erfolgte nicht mit Waffen, sondern mit einer Kiste. Einer der Wachleute wollte eine der nassen Fundkisten zum Vorratszelt ziehen. Zwei Arbeiter meinten, darin liege der Ursprung ihrer nächtlichen Pein, und rissen von der anderen Seite

daran. Die Kiste kippte, schlug mit einer Ecke auf die Bohlen und sprang auf. Was herausfiel, war im ersten Blick bloß nasser Unrat, im zweiten aber so furchtbar geordnet, dass mehrere zugleich zurückwichen. Dünne Bleistreifen, an denen noch kleine Nägel haften. Ein Brett mit halb verwischten Namen. Ein Leinenfetzen, auf dem dunkle Schrift mehrfach nachgezogen war. Und zwischen all dem eine haarfeine Kordel, verklebt von Schlamm und doch knotig gebunden wie eine Absicht. Die Dinge lagen nicht auf dem Platz wie tote Sachen. Sie lagen da, als hätten sie nur auf Augen gewartet.

Ein Arbeiter trat zurück, stieß gegen die Küchenmagd und riss ihr das Bündel aus der Hand. Sie kreischte auf. Der Junge mit dem Eimer stolperte, trat auf einen Bleistreifen und rutschte aus. Im selben Augenblick fuhr Leuderos Wachmann vor, um die Kiste mit dem Fuß von den Flüchtenden wegzuschieben, während Darions Leute dasselbe aus entgegengesetzter Richtung taten. Hände stießen gegen Hände. Ein Ellbogen traf eine Wange. Jemand schrie, man wolle ihm etwas unterschieben. Ein anderer nannte einen Namen, der nicht hierhergehörte und doch in die Mitte des Streits fiel wie Zunder. Die Panik wurde nun sichtbar, greifbar, öffentlich. Nicht mehr nur als wilde Rede. Als Kampf um Bretter, Bündel, Kisten, Wege.

Rondriga warf sich zwischen die einander widersprechenden Befehlskreise, riss einem Wächter den Arm herunter und schlug einem Arbeiter die Hand von einem Bleistreifen, ehe er ihn einstecken konnte. „Seid ihr denn alle toll geworden?“ brüllte sie. Vielleicht traf gerade dieses grobe Wort den Kern der Stunde. Denn viele hatten längst das Gefühl, nicht mehr ganz Herr ihrer Regung zu sein, und wehrten sich nun mit der letzten Kraft des Stolzes gegen eben diese Einsicht. Einer der Träger sprang auf den Karren, um über die Deichsel hinweg zu entkommen. In demselben Augenblick blieb sein Blick an dem aufgesprungenen

Brett mit den Namen hängen. Er starrte es an, als lese er dort etwas, das nur ihm galt. Sein Gesicht wurde weich, dann starr, dann von solcher Verzweiflung verzogen, dass die Frau neben ihm unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

Er sagte erst gar nichts. Dann, mit einer Stimme, die vor aller Welt brach, nannte er den Namen seines toten Kindes. Einmal. Noch einmal, lauter. Lysandra erkannte den Mann. Er war einer der ruhigen Schaufler gewesen, ein Witwer aus dem Umland, der selten mehr als das Notwendige sprach. Nun stand er oben auf dem Karren, als habe ihn die ganze Katastrophe nur zu diesem einen Punkt getrieben. „Sie hat mich gerufen“, sagte er, aber er sprach nicht zu jemandem auf dem Platz. Er sprach gegen das Brettholz mit den nassen Namen, gegen das Wasser, gegen die Luft selbst. Dann wollte er hinabspringen, nicht vom Karren weg, sondern auf die verstreuten Stücke zu, als könne er sich aus ihnen die verlorene Nähe zurückholen. Rondriga rief noch seinen Namen. Zu spät. Sein Fuß glitt an der nassen Kante der Deichsel aus. Er stürzte seitwärts, schlug mit der Schläfe gegen den eisernen Radreifen und blieb in einer Weise liegen, die jedem am Platz sofort sagte, dass dies kein bloßer Fall mehr war.

Die Menge verstummte nicht ganz, aber sie riss auf, als habe jemand mitten durch ihr Geschrei einen kalten Schnitt gezogen. Der Mann lag auf den Bohlen, ein Arm unnatürlich unter dem Leib, das Gesicht halb im auslaufenden Wasser aus der Kiste, halb im Staub. An seiner Schläfe breitete sich dunkles Blut aus, zuerst schmal, dann schneller. Eine der Frauen schrie nun wirklich. Nicht in Wut, nicht im Streit, sondern in jener blanken, tierhaften Weise, die alle noch stehenden Worte entwürdigt. Lysandra war mit drei Schritten bei dem Gestürzten, kniete nieder, griff nach Hals und Atem, fand für einen Herzschlag etwas, dann nichts Verlässliches mehr. Das Blut lief unter ihre Finger. Der Mann

zuckte noch einmal, als wolle der Leib den Irrtum des Todes selbst berichtigen. Dann nicht mehr.

Nun war das Lager endgültig kein Arbeitsort mehr. Ein sichtbares Opfer lag vor aller Augen auf dem Platz, gefallen nicht in fernem Gang oder verborgenem Schacht, sondern zwischen Karren, Bündeln, Kisten und streitenden Menschen. Gerade diese Öffentlichkeit machte die Lage unwiderruflich. Wer noch von Gerücht, Übertreibung oder bloßer Aufgeregtheit hatte sprechen wollen, verlor an dem dunklen Fleck auf den Bohlen jedes Recht dazu. Shanaya sank auf ein Knie und sprach ein Gebet, dessen Worte im Zittern zerfielen. Leudero stand wie versteinert auf der Kapellenstufe, die Wunde am Arm dunkel durch den Verband drückend, und selbst in seiner Härte lag für einen Augenblick etwas wie Entsetzen über die Richtung, die sein Drängen mitgenommen hatte. Darion sagte nichts mehr. Er sah nur auf den Toten, dann auf die verstreuten Stücke, und zum ersten Mal schien seine Fassung nicht Führung, sondern Hülle zu sein.

Um sie herum brach die Flucht nicht ab, sondern schlug nur ihre Richtung um. Einige rannten nun gerade deswegen los, weil ein Mann gefallen war. Andere sanken an Ort und Stelle auf Kisten, Erde oder Bohlen nieder und wollten keinen Schritt mehr tun. Wieder andere begannen, die Namen auf den verstreuten Stücken mit starrem Blick zu lesen, als sei die Nähe des Todes nur ein weiterer Sporn. Rondriga schrie nach Tüchern, nach Trägern, nach einer freien Bahn zum Rand des Platzes. Niemand gehorchte sofort. Jeder war nun Zeuge, und Zeugen sind in solcher Stunde selten brauchbar. Sie starren, beten, fliehen oder suchen Schuld. Genau das geschah nun offen vor den Augen aller.

Lysandra erhob sich schließlich langsam vom Toten. Blut klebte an ihren Händen, und in ihrem Innern war jener letzte Rest an Hoffnung erstorben, dass sich das Lager noch durch bloße

Vernunft in Ordnung bringen lasse. Die Katastrophe war nun nicht mehr verborgen, nicht mehr erklärbar, nicht mehr auf inneren Kreis und heimliche Lesung beschränkt. Sie lag öffentlich da, in einem erschlagenen Mann, in zerrissenen Befehlen, in Kisten voller nasser Bindungsstücke und in einer Menge, die zwischen Flucht und Anziehung an demselben Übel zerrieben wurde. Über dem Platz zogen die ersten dunkleren Wolken des Abends zusammen, und vom Kanal her kam der Geruch von Wasser und Schlamm, als dränge der Seitenarm selbst näher. Die Grabung war zu einem offenen Ansteckungsherd aus Furcht, Schuld und falscher Nähe geworden. Wer es jetzt noch nicht einsah, wollte es nicht mehr einsehen. Und selbst Einsicht würde von nun an den Preis nicht mindern.

Am fünften Tag lag über dem Lager eine Ordnung, die nur auf den ersten Blick wie Rettung aussah. Noch vor dem vollen Aufgang der Sonne waren neue Banner, fremde Pferde, Siegelkisten und bewaffnete Begleiter auf dem Uferweg erschienen. Wo tags zuvor Arbeiter, Küchenleute, Schreiber und Wachen in offener Panik durcheinandergeraten waren, standen nun Posten an den Zugängen, waren Seile über Nebengänge gespannt und Bretter mit Kreidezeichen an die wichtigsten Wege geschlagen worden. Wer den Platz von fern sah, mochte meinen, endlich sei eine Hand über die Sache gekommen, die fester sei als Furcht, schneller als Gerücht und ehrwürdiger als Darions Geld. Doch sobald man den ersten Ring der Absperrung hinter sich ließ, zeigte sich, dass die neue Ordnung nicht einig war, sondern aus mehreren Willen bestand, die einander nur darin glichen, dass jeder das Recht auf den Befund für sich beanspruchte.

Lysandra ai Sahir ya Kuslik stand am Rand des offenen Lagerplatzes und sah zu, wie die Ankommenden den Ort nicht beruhigten, sondern in Zonen zerschnitten. Von der Hesinde-Kirche war eine kleine Sicherungsgruppe eingetroffen, angeführt von Custodiastra Tarsila ay Firdayon. Sie war keine Frau, die Lärm brauchte, um Gehorsam zu erhalten. Schon die Art, wie sie abstieg, wie sie die Handschuhe glättete und den ersten Blick über Kisten, Brunnen, Schachtzugänge und den noch dunklen Blutfleck auf den Bohlen gleiten ließ, schuf um sie einen Raum, in dem jeder gedankenlose Einwand plötzlich töricht wirkte. Ihr Gesicht war hager, beinahe streng in seiner Ruhe, und eben diese Ruhe machte sie den erschöpften Leuten unheimlicher als einen zornigen Bannredner. Wo Leudero Salkya von Ruthor das Übel im offenen Schlag bezwingen wollte, wirkte Tarsila wie jemand, der längst entschieden hatte, dass manches nur durch Verschluss, Entzug und notfalls durch stilles Vernichten einzudämmen sei.

Doch Tarsila war nicht allein gekommen. Mit ihr trafen Schreiber, Träger versiegelter Kassetten und zwei schweigsame Begleiter ein, die weniger wie Tempeldiener als wie Leute wirkten, die gefährliches Wissen nicht bewahren, sondern forttragen sollten. Fast gleichzeitig hatte die weltliche Obrigkeit einen eigenen Sperrtrupp entsandt, bewaffnete Männer unter dem Zeichen der Kusliker Aufsicht, die den äußeren Ring hielten, Wege sperrten, Namen erfragten und die Bewegungen von Lagerleuten, Arbeitern und herbeigelockten Neugierigen aufzeichneten. Diese Männer wollten weder deuten noch bannen. Sie wollten Ordnung, Zeugenschaft, Eigentumssicherung und vor allem verhindern, dass aus einem Grabungsskandal ein offener Stadtlärm wurde. Ihr Ton war darum anders als der der Tempelleute: weniger von Frömmigkeit durchdrungen, dafür umso härter im Zugriff. Wer sich widersetzte, wurde nicht gewarnt, sondern zurückgestoßen.

Leudero war bereits vor Sonnenaufgang auf dem Platz gewesen und hatte den Tod des Arbeiters vom Vorabend wie ein Siegel seiner Warnungen vor sich hergetragen. Nun aber, da Tarsila und die weltlichen Sperrknechte den Raum betraten, verlor selbst sein lauter Anspruch den Vorrang. Er verlangte offene Prüfung auf Frevel, öffentliche Sicherung der gefährlichsten Fundstücke und die sofortige Einvernahme jener, die in den letzten Nächten an Schacht, Kammer und Flutung mitgewirkt hatten. Tarsila erwiderte ihm nicht mit Widerspruch im gleichen Ton. Sie sah nur auf die geborgenen Kisten, auf die nassen Bleistreifen und auf die Bretter mit Namen, und sagte dann mit einer Stimme, die eher schnitt als hallte: „Öffentliche Wahrheit ist hier ein zweites Wort für Ausbreitung.“ In diesem einen Satz lag alles, was Lysandra an ihr zugleich beruhigte und fürchten ließ. Denn Tarsila hatte begriffen. Doch wer begreift, kann auch beschließen, dass ein ganzer Befund, eine ganze Grabung, vielleicht sogar die Glaubwürdigkeit ihrer Leitung geopfert werden muss, um Schlimmeres zu mindern.

Darion Mercatio di Vascello hatte die Nacht hindurch Akten, Listen und kleinere Fundstücke in seinen Vorratsbereich ziehen lassen, zumindest jene, die seine Leute unbemerkt aus dem allgemeinen Chaos hatten lösen können. Nun stand er vor dem breiteren Eingang seines Lagerzeltes und sprach mit gemessenem Ton von Eigentumsrechten, von Verträgen, von der Gefahr unbefugter Beschlagnahme und davon, dass manche Gegenstände nur in fachkundiger Hand richtig zu würdigen seien. Das Wort fachkundig glitt ihm glatt über die Lippen, als sei nicht gerade sein Drängen auf Öffnung und Flutung ein Teil des Verderbens gewesen. Tarsila schenkte dieser Rede kaum einen Blick. Die weltlichen Sperrknechte hingegen hörten genau zu, weil jede Eigentumsfrage ihnen zugleich ein Anlass zu Listen, Siegeln und Zuständigkeitsstreit war. Schon während man auf dem Hauptplatz den ersten Ring von Sperrseilen zog, standen

also drei verschiedene Ansprüche gegeneinander: Tempelsicherung, weltliche Abriegelung, private Verfügungsgewalt. Jeder dieser Ansprüche machte aus dem Befund etwas anderes. Keiner ließ ihn heil.

Rondriga Paligan führte Tarsila und ihre beiden Begleiter zuerst zu den Kisten am Rand des Platzes. Sie sprach knapp, trocken und mit jener müden Genauigkeit, die nur Leute besitzen, die zu viel gesehen haben, um noch eitlen Eindruck machen zu wollen. Sie zeigte die geborgenen Stücke, nannte die Stellen der Gräben, die Richtung der Abflüsse, die Stunde der Flutung, die Stellen am Ufer, an denen Bleistreifen und Nägel gestrandet waren. Tarsila hörte ohne Unterbrechung zu. Erst als Rondriga vom Jungen berichtete, der beinahe ein Bleistück aus dem Seitenarm geangelt hätte, hob die Draconiterin den Kopf. „Wie viele Zivilhände?“ fragte sie. Rondriga antwortete nicht sofort. Vielleicht weil sie die Zahl nicht wusste. Vielleicht weil sie spürte, dass gerade diese Zahl nun wichtiger war als jeder einzelne Stein im Gang. Zwei Fischerjungen, der Küchenjunge, die Magd am Waschplatz, gewiss noch andere, die sich im Durcheinander etwas eingesteckt oder nur berührt hatten. Tarsilas Blick wurde nicht schärfer. Er wurde stiller. Und diese Stille kündete nichts Gutes.

Lysandra trat hinzu, nannte ihren Namen und ihren Stand nicht, um Eindruck zu machen, sondern um den Rest ihrer Befugnis zusammenzuhalten. Tarsila sah sie lange genug an, um die Müdigkeit, den Trotz und die Schuld in ihrem Gesicht zu lesen. „Ihr habt die volle Meldung zu spät geschickt“, sagte sie schließlich. Es war keine Anklage im lauten Sinn. Gerade darum traf sie tiefer. Lysandra hätte erwidern können, sie habe erst verstehen müssen, womit sie es zu tun hatte, und jeder frühere Ruf hätte den Befund Darions Leuten, Leuderos Hämmern oder der städtischen Hast preisgegeben. Alles daran wäre zum Teil wahr gewesen. Nichts hätte sie entlastet. „Ja“, sagte sie nur.

Tarsila nickte knapp, als sei damit das Wesentliche fürs Erste gesagt. Dann verlangte sie die Abschriften, die inneren Lesungen, die Liste aller Personen, die Namen von den Tafeln, Brettern oder an den Wänden gelesen oder nachgezogen hatten. Eben damit traf sie unversehens an die empfindlichste Stelle des ganzen Lagers. Denn die Beweisketten waren längst nicht mehr ungebrochen.

Schon während Tarsila fragte, begannen die ersten Stücke zu verschwinden. Nicht wie bei offenem Diebstahl. Heimlicher, ärgerlicher, beinahe folgerichtig. Ein weltlicher Schreiber verlangte die Listen der Arbeiter und Nachtwachen; Darions Verwalter übergab ihm nur eine gekürzte Fassung und erklärte, der Rest liege versiegelt im Vorratsbereich. Leudero forderte Einsicht in die nassen Fundkisten; Tarsilas Begleiter nahmen zwei davon unter Tempelsiegel, bevor er sie öffnen konnte. Shanaya di Lacara bat darum, die Relieffreste vor roher Verbringung zu sichten; einer der städtischen Knechte trug gerade in diesem Augenblick eine Kiste mit Kalkfragmenten fort, ohne zu wissen, dass darin möglicherweise mehr als Zierwerk lag. Rondriga meldete, ein Brett mit mehrfach eingeritzten Namen habe noch am Morgen am Abfluss gelegen; als man nun danach suchte, war es nicht mehr da. Vielleicht hatte es ein Knecht zur Trocknung beiseitegelegt. Vielleicht hatte einer der Flüchtigen es in der Nacht danach an sich genommen. Vielleicht lag es schon irgendwo in einer Stadtstube. Gerade diese Ungewissheit fraß am Befund schlimmer als offener Raub.

Im Schriftzelt wurde der Streit um die eigentlichen Abschriften geführt. Iraldo Nivelle saß dort wie ein Gespenst des eigenen Ehrgeizes, bleich, fiebrig, und hielt eine Wachstafel mit solcher Festigkeit, als sei sie das letzte Brett eines Schiffbrüchigen. Tarsila verlangte alles, was seit der ersten Öffnung niedergeschrieben worden war. Leudero bestand darauf, dass keine Texte unter

stiller Tempelaufsicht verschwänden, ehe ihr Frevelcharakter öffentlich gesichert sei. Darions Mann erklärte, gewisse Randnotizen fielen unter die finanzierte Dokumentation und seien daher Eigentum des Hauses di Vascello. Schon die Begriffe, in denen hier gestritten wurde, verdarben, was sie zu retten vorgaben. Eigentum, Frevelbeweis, Sicherung, Dokumentation. Jeder Ausdruck schnitt anders. Iraldo hob schließlich die Tafel mit den zusätzlichen Namensfolgen, die am zweiten Abend im heimlichen Vergleich entstanden waren. Lysandra spürte sofort, wie Tarsilas Blick sich darauflegte. Noch ehe sie etwas sagen konnte, trat Darions Verwalter vor und behauptete, diese Abschrift sei unvollständig und ohne gültige Aufsicht angefertigt worden. In demselben Augenblick sagte Leudero, eben darum bewaise sie besonders deutlich die heimliche Verderbnis des bisherigen Vorgehens. Zwei gegnerische Sätze griffen nach demselben Stück. Es war, als wollten sie es nicht lesen, sondern verschlingen.

Iraldo hielt die Tafel so lange fest, bis Tarsila sie ihm mit ruhiger Entschiedenheit aus den Händen nahm. Dabei streifte ihr Finger die Stelle, an der einer der Namen nachgezogen war. Sie zuckte nicht. Aber ihre Augen verengten sich einen Hauch. „Wer hat dies geschrieben?“ fragte sie. Iraldo antwortete nicht. Lysandra tat es für ihn und nahm damit einen Teil der Schuld auf sich, wenn auch nicht den ganzen. Tarsila fragte nicht weiter. Sie verlangte stattdessen alle übrigen Tafeln, alle Randzettel, jedes Stück Stoff oder Wachs, das Namen in mehr als rein beschreibender Weise trug. Rondriga brachte einen Beutel mit aus dem Schlafbereich geborgenen Holz- und Stoffresten. Shanaya legte zögernd zwei Kalkfragmente hinzu, in deren Linien sie gestern noch Schönheit gegen rohe Zerstörung verteidigt hatte. Darion gab nichts freiwillig hinzu, außer dem, was sich ohnehin nicht mehr leugnen ließ. Doch gerade während diese Sammlung auf dem Tisch anwuchs, bemerkte Lysandra, dass zwei Blätter mit ihren früheren

Vergleichsnotizen fehlten: jene, auf denen die Schachtmarkierungen und die Faltlinien der Bleitafel zuerst in Beziehung gesetzt worden waren. Sie suchte unter den losen Papieren, zwischen Wachs und Leinen, unter einer Kiste. Nichts. Nicht verlegt. Fort.

Ein kalter Gedanke fuhr durch sie. Hatte Darion sie ziehen lassen? Hatte Iraldo sie in wirrem Selbsterhalt versteckt? Hatte in der Nacht ein Arbeiter nach Brennmaterial gegriffen und nicht gewusst, was er nahm? Oder hatte sie selbst in der Erschöpfung falsch geordnet, falsch gestapelt, falsch erinnert? Eben darin lag der tiefste Schaden dieses Tages: Die Wahrheit zerrann nicht nur, weil jemand log oder stahl. Sie zerrann, weil zu viele Hände, Ängste und Zuständigkeiten zugleich an ihr zogen. Selbst ehrliche Menschen wurden in solcher Lage zu verderblichen Werkzeugen.

Draußen auf dem Platz spitzte sich der Streit der Zuständigen weiter zu. Die weltlichen Sperrknechte wollten das ganze Gelände unter ein einheitliches Verzeichnis bringen, ehe irgendetwas fortgeschafft werde. Tarsila verlangte die sofortige Versiegelung des inneren Schachtbereichs und die Trennung aller Personen, die Namen gehört, gelesen oder weitergegeben hatten. Leudero erklärte, ein innerer Verschluss ohne öffentliche Frevelbenennung komme einer Vertuschung gleich. Darions Leute bestanden darauf, dass kein Fundstück ohne Gegenzeichnung das Lager verlasse. Selbst Rondriga, die am liebsten alle drei fortgeschickt hätte, sah ein, dass keiner der Ansprüche ganz ohne Grund war und gerade darum jeder den anderen aufhielt. Aus dieser Reibung entstanden jene kleinen Zeitfenster, in denen Schaden wächst: ein unbeaufsichtigter Wagen, eine Kiste ohne Siegel, ein Bote, der durch den äußeren Ring schlüpft, eine Liste, die auf halbem Weg von einer Hand in die andere gerät.

Eines dieser Zeitfenster nutzte Darion. Nicht offen, nicht mit hastiger Flucht, sondern in der Art eines Mannes, der gewohnt ist, den sichtbaren Tumult zu seinem Schutzschirm zu machen. Während Tarsila mit Leudero am Rand des Schachtwegs über Sperrgewalt stritt und die weltlichen Knechte die Namen der Küchenleute aufnahmen, ließ er aus seinem Vorratszelt zwei kleine Kassetten auf einen Wagen bringen, bedeckt von gewöhnlichem Reisegerät. Rondriga sah es aus dem Augenwinkel und wollte eingreifen, doch zugleich wurde sie von einem Knecht gerufen, weil am Abfluss erneut ein nasses Brett mit frischer Ritzung gefunden worden sei. Für einen Augenblick musste sie wählen. Sie fluchte, wies einen ihrer Leute an, Darions Wagen im Auge zu behalten, und lief zum Abfluss. Genau solche Augenblicke fraßen das Lager nun von innen auf: überall ein richtiger Grund, nirgends genug Hände.

Als Tarsila schließlich selbst das Vorratszelt prüfen ließ, fand man dort nicht nichts, aber weniger, als zu erwarten gewesen wäre. Ein paar unbedeutendere Randabschriften, zwei Stücke Blei, ein Kistchen mit gewöhnlichem Werkzeug, dazu Darions sauber aufgerollte Verträge und Zahlungslisten. Alles wirkte geordnet genug, um fast beleidigend unschuldig zu erscheinen. Leudero nannte es Täuschung. Darion lächelte nicht einmal mehr dazu. Er sah nur kühl auf die durchsucht liegenden Kissen, Kisten und Riemen, als sage ihm das bloße Aufdecken seiner Sachen mehr über die Gier der anderen als über seine eigene Schuld. Gerade solcher Anstand im falschen Augenblick stiftete neues Misstrauen. Wer halb überführt wird und dennoch so gesammelt bleibt, wirkt oft gefährlicher als der offen ertappte Lügner.

Gegen Mittag war das Lager sichtbar abgeriegelt und zugleich innerlich durchlässiger denn je. An den äußeren Wegen standen Wachen. Am Brunnen hing Tempelsiegel. Der Prozessionsgang war mit Brettern und Tauen gesperrt. Namen wurden

aufgenommen, Fundkisten gezählt, Aussagen eingefordert. Alles sah nach Eingriff aus. Und doch wusste Lysandra, dass gerade jetzt entscheidende Befundketten verschwanden. Nicht nur die beiden fehlenden Blätter. Auch die Erinnerung der Leute veränderte sich schon unter Druck, Scham und Furcht. Der Küchenjunge behauptete nun, er habe den Bleistreifen nie berührt. Die Magd vom Waschplatz sagte, das Gesicht im Wasser könne auch nur Spiegelung gewesen sein. Einer der Träger beschwor, er habe nie einen Namen auf Holz gesehen, obwohl Lysandra selbst ihn dabei ertappt hatte, wie er ein Brett mit beiden Händen hielt. Das Übel wirkte weiter, und die eintreffenden Institutionen traten nicht einfach gegen es an. Sie schrieben zugleich an neuen Versionen des Geschehens, aus denen je nach Interesse zu viel oder zu wenig verschwinden musste.

Tarsila trat am Ende dieses ersten harten Vormittags noch einmal zu Lysandra. Hinter ihr wurden gerade weitere Kisten versiegelt, während Leudero am Platzrand laut mit einem Sperrknecht stritt und Darions Wagen trotz aller Beobachtung schon zur Hälfte neu beladen dand. „Wir handeln sichtbar“, sagte Tarsila leise, und in ihrer Stimme lag weder Trost noch Entschuldigung. „Doch sichtbar ist nicht dasselbe wie rechtzeitig.“ Lysandra sah auf den Platz, auf dem Blut, Wasser, Kreidezeichen, Siegel und aufgeregte Menschen eine neue Art von Schlachtfeld bildeten. Sie nickte nicht einmal. Denn sie wusste, dass Tarsila recht hatte. Die zuständigen Hände waren endlich da. Eben das schuf neue Lücken. Zu viele wollten sichern, bannen, beweisen, besitzen oder verbergen. Und zwischen diesen widerstreitenden Pflichten ging nicht nur Zeit verloren, sondern Wahrheit selbst.

Als sie sich abwandte, hörte sie hinter sich das Knacken eines Wagenrades und das ferne Rufen eines Namens vom Abfluss her. Nicht laut. Nicht panisch. Fast so, als spreche jemand in der neuen Ordnung des Lagers schon wieder mit einer Stimme, die

nicht mehr ganz seine eigene war. Da begriff Lysandra mit bitterer Klarheit, dass die eingetroffenen Mächte den Schaden nicht aufhielten. Sie machten ihn nur verwaltbar. Das war für die Stadt vielleicht genug. Für die Wahrheit gewiss nicht.

Die fünfte Nacht schloss sich über dem Lehrhaus wie ein Deckel aus feuchtem Stein. Oberhalb des abgesperrten Lagerplatzes mochten noch Wachen wechseln, Siegel geprüft und Befehle hin und her getragen werden. Hier unten im abgeschlossenen Prozessionsgang aber war davon nur noch das matte Echo übrig, gedämpft durch Mauern, Wasserläufe und jene eigentümliche Enge, in der jeder Laut den falschen Weg nimmt. Der Gang war schmaler, als Lysandra ai Sahir ya Kuslik ihn vom ersten Abstieg in Erinnerung gehabt hatte. Vielleicht lag es an der Finsternis, vielleicht an der Erschöpfung, vielleicht an der wachsenden Gewissheit, dass die Steine hier nicht bloß Raum umschlossen, sondern Willen führten wie Wasser durch eine Leitung. Zwei kleine Lampen brannten, eine in Lysandras Hand, die andere bei Iraldo Nivelle, doch ihr Licht verlor sich an dem nassen Mauerwerk, statt den Weg zu gewinnen. Vor ihnen zog sich der Gang in schwacher Biegung weiter, vorbei an den Nischen, den abgeschlossenen Wandfeldern und der dunklen Schwelle jener tieferen Bereiche, die sie nicht hatten erreichen wollen. Hinter ihnen war der Rückweg nicht mehr frei.

Der Einsturz war kein großes Brechen gewesen. Kein plötzliches Donnern, kein Zusammenfahren des ganzen Ganges. Es hatte mit einem dumpfen Schaben begonnen, als man oben, nach einem weiteren Streit zwischen Tarsilas Sicherungsleuten und den weltlichen Sperrknechten, die Brettersperre am oberen Zugang versetzen wollte. Vielleicht hatte einer zu schwer gegen den alten

Rahmen gedrückt. Vielleicht hatte das Wasser seit der Flutung schon mehr Untergrund unterspült, als irgendeiner gehant hatte. Vielleicht hatte der Ort selbst nur auf einen Druck gewartet, um den Weg nach oben an genau der richtigen Stelle zu verschließen. Jedenfalls war plötzlich Kalk von der Decke gerieselt, dann ein Riss durch die seitliche Einfassung gegangen, und ehe der kleine Resttrupp unten begriff, dass aus einem Stoß ein Verschluss geworden war, lagen geborstene Steine, Balkenteile und nasser Schutt so im Rücklauf, dass kein Mensch ohne stundenlanges Räumen hindurch kam. Drei Männer waren mit Lysandra und Iraldo im tieferen Abschnitt geblieben; einer hatte sich beim Zurückweichen den Knöchel verdreht, der andere war in blinden Schrecken gegen die Wand geraten und hatte sich die Stirn aufgeschlagen. Der dritte, ein stiller Träger mit Namen Orelia, stand seither schweigend da, als habe der verschlossene Ausgang nicht bloß den Weg, sondern auch einen Teil seines Urteils zgedrückt.

„Sie werden räumen“, sagte Lysandra gleich nach dem ersten Schreck. Sie sprach nicht laut, denn im geschlossenen Gang drang jedes erhobene Wort wie ein Fremdkörper in die eigene Brust zurück. „Oben wissen sie, wo wir sind.“ Das war vernünftig. Es war auch das Einzige, was sich im ersten Augenblick sagen ließ, ohne die Furcht sofort Herr werden zu lassen. Iraldo nickte, doch das Nicken war zu schnell, zu leer, um Trost zu schaffen. Er stand mit der Lampe nah an der verschütteten Stelle und lauschte, als müsse jeden Augenblick ein Ruf von oben zurückkommen. Es kam zunächst keiner. Nur das feine Rieseln losen Kalks und darunter, aus tieferer Richtung, das stetige, kaum noch hörbare Bewegen von Wasser. Orelia machte das Zeichen der Zwölfe. Der verletzte Knecht fluchte mit zusammengebißnen Zähnen, mehr über den Schmerz im Fuß als über den Verschluss selbst. Gerade diese gewöhnlichen Regungen hielten den ersten Ansturm der Panik noch einen Augenblick fern.

Dann begann die Sprechröhre zu antworten. Sie lag seitlich in der Mauer, kaum mannshoch, von Kalk und dunklem Belag umkrustet, und führte nach Lysandras bisherigem Verständnis nicht direkt nach oben, sondern in eine ältere Wasser- oder Luftverbindung, die an mehreren Stellen in den Bau einschnitt. Bereits in den ersten Tagen hatte sie vom Brunnen her Stimmen getragen. Nun aber, da der Weg hinter ihnen verschlossen war und nur die Hoffnung auf äußere Hilfe blieb, gewann sie eine neue Macht. Zuerst kam nur ein Hauch daraus, ein feuchtes, enges Ziehen, als säße am anderen Ende jemand mit dem Mund dicht am Rohr und dächte noch nach, in wessen Stimme er sprechen wolle. Iraldo wandte sich ihr unwillkürlich zu. Lysandra hob sofort die Hand. „Nicht hinan“, sagte sie. „Nicht antworten, bevor wir sicher wissen, von wo der Laut kommt.“ Kaum hatte sie den Satz beendet, da kam wirklich ein Ruf. „Lysandra!“ Die Stimme klang wie die einer Frau aus dem Lager, eine der Schreiberinnen der Hesinde-Leute, hoch und etwas atemlos. „Bleibt, wo ihr seid! Wir öffnen von oben!“

Für einen Augenblick machte die Hoffnung selbst sie beinahe töricht. Denn die Stimme klang möglich. Nicht ganz richtig, nicht ganz in ihrem gewohnten Maß, aber doch so nah am Gewöhnlichen, dass der Wunsch nach Hilfe die kleinen Fehler überdecken wollte. Der verletzte Knecht hob den Kopf. Orelío trat einen Schritt zur Röhre. Nur Iraldo blieb stehen und zog die Lampe so dicht an die Brust, dass das Öl im Glas schwappte. Lysandra hörte genauer hin. Da war etwas im Ton, das nicht passte. Nicht der Klang der Frau. Mehr die Art, wie die Worte gesetzt waren. Zu schnell im zweiten Teil. Zu sicher in der Richtung. Niemand oben konnte wissen, ob sie stehen, sitzen, schon tiefer gewichen oder am Verschluss selbst beschäftigt waren. Eben darin lag die Lüge: nicht in der Stimme, sondern in ihrer übergenauen Nützlichkeit.

„Nicht antworten“, sagte sie noch einmal, schärfer nun. Orelino blieb stehen. Der verletzte Knecht aber fluchte, hinkte zur Röhre und rief hinein, sie seien unten, der Rückweg sei verschlossen, man solle Balken, Seile und Männer bringen. Einen Herzschlag lang geschah nichts. Dann kam aus der Röhre eine andere Stimme zurück, tiefer nun, rauer, männlich, und sie sprach denselben Knecht nicht mit seinem Namen an, sondern mit einem Kosenamen, den er, wie sich sogleich an seinem bleichen Gesicht zeigte, nur von einem längst verstorbenen Bruder gekannt haben mochte. Der Mann ließ die Hand von der Mauer sinken, als habe ihn jemand ins Fleisch gestochen. „Das ...“, begann er, und brachte den Satz nicht zu Ende. Die Röhre fuhr fort, erst bittend, dann fast zärtlich, als rate sie ihm, nur noch ein wenig weiter in den Gang zu gehen, dort sei ein zweiter Ausgang, eine Nische, eine alte Treppe. Alles war falsch. Alles war gerade richtig genug, um die Sehnsucht nach Rettung an ihre empfindlichste Stelle zu packen.

Iraldo trat hastig an Lysandras Seite. „Sie kennt nicht den Weg“, flüsterte er, „nur den Wunsch danach.“ Der Satz war wirr und zugleich so nah an der Wahrheit, dass Lysandra ihn nicht abweisen konnte. Orelino dagegen begann unruhig zu atmen. Er sah nicht auf die Röhre, sondern in die Finsternis des tieferen Ganges, als glaube er, tatsächlich eine Treppe oder wenigstens einen Luftzug zu spüren, der von dort käme. „Ich habe es auch empfunden“, murmelte er. „Da vorne muss etwas offen sein.“ Lysandra wollte ihn zurechtweisen, doch in diesem Augenblick ertönte wieder ein Ruf aus der Sprechröhre, diesmal in einer Stimme, die so unverkennbar die Tarsilas war, dass selbst sie unwillkürlich zusammenfuhr. Ruhig, knapp, ohne alles Schmeicheln, genau in jenem Ton der Draconiterin, der Befehle wie kalte Eisenstücke setzte. „Nicht bei der Sperre stehen“, sagte die Stimme. „Wasser steigt unter dem Schutt. Weicht tiefer. Haltet euch rechts.“ Orelino machte schon einen Schritt. Der verletzte

Knecht wollte ihm folgen. Iraldo flüsterte heiser: „Das ist sie nicht. Sie würde niemals sagen, haltet euch rechts. Sie weiß gar nicht, wo wir stehen.“

Diese Erkenntnis hätte genügen sollen. Sie genügte nicht. Denn die falsche Tarsila sprach im nächsten Atemzug einen Satz, der Lysandra selbst fast traf: „Selva lebt noch.“ Nur diese drei Worte. Keine Erklärung. Kein Befehl. Nur eine Antwort auf eine Frage, die Lysandra nie laut gestellt hatte und die doch seit der Nachricht aus Kuslik wie ein Dorn unter allen Gedanken saß. Ihr Magen zog sich zusammen. Für einen Schreckensaugenblick war alles im Gang vergessen: der Schutt, der verletzte Mann, Orelia, Iraldo, selbst die Röhre. Da stand nur dieser eine Name in der feuchten Finsternis. Gerade deshalb war der Satz so niederträchtig. Nicht weil er laut drohte. Weil er traf, wo sie für die nächsten Augenblicke keine Gelehrte, keine Leiterin und keine Sicherungsdenklerin mehr war, sondern bloß eine Frau mit einer Bindung, die längst in den Griff des Ortes geraten sein mochte.

Iraldo sah ihr ins Gesicht und erkannte offenbar genug darin, um selbst in seiner Erschöpfung zu erschrecken. „Hört nicht hin“, sagte er, lauter als gut war. „Bitte, hört nicht hin.“ Das Wort bitte in seinem Mund zerriss etwas von der letzten Würde, die er vor den anderen noch zusammenhielt. Eben darin lag sein Gewicht. Lysandra riss sich zusammen, trat von der Röhre fort und befahl, niemand gehe tiefer, niemand allein, niemand nach einem Ruf. Es war der rechte Befehl. Doch der Gang selbst arbeitete dagegen. Vom verschütteten Ausgang drang noch immer kein verlässlicher Laut. Keine Stimmen von oben, keine Schläge im Takt, die menschliche Arbeit verrieten. Nur ab und zu ein dumpfes Pochen, das ebenso gut aus dem Bau selbst kommen konnte. Dagegen sprach die Röhre in Vertrautheit, Rat und halben Wahrheiten. Zwischen menschlich möglicher Hilfe und

unnatürlich nützlicher Falschweisung zu unterscheiden, wurde von Atemzug zu Atemzug schwerer.

Die Zeit unten verlor ihr Maß. Vielleicht verging eine halbe Stunde. Vielleicht nur das, was mehrere Male wie Hoffnung und sofort wieder wie Erniedrigung wirkte. Orelio behauptete einmal, über sich Schritte gehört zu haben, obwohl die anderen nichts vernahmen. Der verletzte Knecht schwor, vom tieferen Gang her komme Frischluft. Iraldo saß schließlich auf einem Steinblock an der Wand, die Lampe zwischen den Füßen, und presste beide Hände gegen die Schläfen, als müsse er die Namen und Stimmen im eigenen Kopf festhalten, damit sie sich nicht in den Raum ergössen. Lysandra ging den kleinen zugänglichen Abschnitt des Ganges immer wieder ab, zählte Nischen, prüfte Steinsäume, tastete mit der Hand nach Luftzügen, nur um der eigenen Furcht einen Körper aus Handlung entgegenzusetzen. Jeder Schritt klang zu laut. Jeder Rückweg zur kleinen Gruppe erschien kürzer, als er war. Die Enge hatte begonnen, das Gefühl für Maß zu zerreiben.

Dann geschah der eigentliche Bruch. Nicht durch ein neues Wunder, sondern durch Orelio. Er war bisher still gewesen, vielleicht zu still. Nun stellte er die Lampe ab, als tue er etwas Selbstverständliches, und ging mit einem Ausdruck tiefer Hörigkeit auf die Röhre zu, den Lysandra an Gesunden noch nie gesehen hatte. „Sie hat recht“, sagte er, und in seiner Stimme lag weder Trotz noch Wahn, sondern jene sanfte Gewissheit, die aus Menschen Werkzeuge macht. „Rechts. Hinter der nächsten Ecke. Meine Frau kennt die Stelle.“ Lysandra fuhr herum. „Bleibt stehen“, befahl sie. Orelio tat, als habe er sie nicht vernommen. Aus der Röhre klang nun wirklich eine Frauenstimme, weich, müde, vertraulich, und nannte ihn bei einem Kosenamen, den kein Mensch hier hätte kennen können. Der verletzte Knecht schlug sich das Zeichen der Zwölfe. Iraldo sprang auf. Orelio aber

ging weiter, einen Schritt, dann noch einen, hinein in den dunkleren Abschnitt jenseits der letzten gesicherten Lampe.

Lysandra erreichte ihn gerade noch am Ärmel. Er riss sich mit solcher Kraft los, dass der Stoff knirschte. Kein Kampfmann war er, kein erprobter Schläger. Doch die Sehnsucht machte ihn stark und blind. Iraldo warf sich von der Seite gegen ihn. Beide prallten an die Wand. Die Lampe schwankte so heftig, dass Öl gegen das Glas schlug und der Lichtschein einen wilden Kreis über Nischen, Stein und Gesichter warf. Für einen Augenblick sah Lysandra im flackernden Schein etwas an der Mauer, das aussah wie eine Reihe feuchter Handabdrücke, klein und groß, ineinander gesetzt wie in einem Zug. Als die Lampe sich wieder fing, waren es nur Rinnspuren. Orelío stieß Iraldo so hart zurück, dass dieser auf ein Knie fiel und mit der Schulter gegen den Stein schlug. Ein erstickter Laut kam ihm aus der Kehle. Die Röhre sprach nun schneller, dringlicher, abwechselnd in Frauen- und Männerstimmen, bald bittend, bald tadelnd, bald im Ton einer rettenden Anweisung. Hilfe und Selbstaufgabe klangen gleich.

Da verlor auch Lysandra für einen Augenblick die Herrschaft über sich. Nicht völlig. Nicht in tobender Raserei. Nur in jener schlimmeren Weise, die aus einem kurzen inneren Kippen besteht. Als aus der Röhre wieder Selvas Name kam, diesmal gefolgt von dem Satz: „Du kommst zu spät“, sah sie nicht mehr den Gang, sondern die Kammer in Kuslik, die Truhe, das Fenster, Selvas Gesicht im ersten Morgenlicht. Es war kein Bild, das sie mit Augen sah. Mehr ein plötzlicher Besitz ihrer inneren Fläche. Ihre Hand fuhr gegen die Wand, um Halt zu suchen, und sie begriff erst im nächsten Herzschlag, dass ihre Finger nach der Richtung tasteten, die die Stimme geraten hatte. Iraldos Ruf holte sie zurück. „Lysandra!“ Nie zuvor hatte er ihren Namen so gesagt. Nicht ehrfürchtig, nicht bittend. Wie einer, der einen Menschen vom Rand einer Grube wegschreit.

Dieser Ruf rettete sie und zerriss zugleich den letzten Rest an Würde im Raum. Denn nun sahen alle einander mit dem Blick derer an, die wissen, dass keiner mehr sicher außerhalb des Zugriffs steht. Der verletzte Knecht begann zu weinen, nicht laut, sondern mit dem stummen Zittern eines Mannes, dessen Schmerz im Fuß nur noch der kleinste Teil seiner Not war. Orelia sank schließlich gegen die Wand, erschöpft vom eigenen Aufruhr, und schlug mit der Stirn gegen den Stein, einmal, zweimal, als könne ein körperlicher Schlag das innere Rufen austreiben. Iraldo rang um Atem, den Arm an die geprellte Schulter gepresst, und starrte auf die Röhre, als müsse er sie mit bloßem Hass verschließen. Lysandra zwang sich, die Lampe wieder ruhig zu halten, obwohl ihre Hand bebte. Da wusste sie, dass die Isolation ihren eigentlichen Dienst nicht erst durch Hunger, Durst oder Einsturz tat. Sie tat ihn durch die ständige Verwechslung von Rettung und Verführung.

Von oben kam noch immer kein verlässliches Zeichen. Oder wenn eines kam, wurde es sogleich von der Röhre verhöhnt. Einmal hörte man dumpfes Schlagen am verschütteten Rückweg, drei kurze Stöße, dann Pause, dann wieder zwei. Bevor jemand daraus Hoffnung schöpfen konnte, sprach die Röhre mit der Stimme eines Lagerknechts: „Wir sind durch. Ruft zurück.“ Iraldo biss die Zähne so fest zusammen, dass der Muskel an seinem Kiefer sprang. „Nicht“, sagte er nur. Niemand antwortete. Die Gruppe war nun auf ein Schweigen zusammengeschrumpft, das nicht aus Besonnenheit, sondern aus Erschöpfung bestand. Jeder hatte begriffen, dass jedes Wort, das in diese Enge gegeben wurde, gegen ihn gebraucht werden konnte. Selbst Beichte, selbst Gebet, selbst Hilferuf.

So saßen und standen sie im nassen Gang, während die fünfte Nacht verstrich, von deren Stunden keiner mehr sicher wusste, wie viele es waren. Die Sprechröhre schwieg nicht lange genug,

um vergessen zu werden, und sprach nie so offen lügnerisch, dass man sie leicht verwerfen konnte. Gerade darin lag ihre Macht. Sie ahmte Hilfe nach, bis Hilfe selbst verdächtig wurde. Sie gebrauchte Beichte als Haken. Sie machte aus Rettungsanweisung ein Werkzeug der Selbstpreisgabe. Unten fehlte jede verlässliche Autorität, oben stritten vielleicht noch immer die Fraktionen um Wege, Siegel und Zuständigkeiten. Hier aber zählte nur noch, wer in sich selbst genug Widerstand aufbrachte, den eigenen Sehnsüchten nicht die Gestalt einer Tür zu geben.

Als gegen Ende der Nacht endlich ein wirklicher Ruf von oben durch den Schutt drang, heiser, fern und unerquicklich—nein, auch das nicht. Heiser, fern und kaum vom Gestein zu unterscheiden, glaubte zunächst keiner mehr daran. Das war vielleicht der tiefste Schaden der Isolation. Nicht dass die Falschstimmen gesprochen hatten. Sondern dass sie echte Hilfe so lange nachgeahmt hatten, bis selbst der rettende Laut keinen Glauben mehr fand.

Die fünfte Nacht war noch nicht ganz gewichen, als man den kleinen Resttrupp endlich aus dem verschütteten Abschnitt des Prozessionsganges herausbrachte. Doch der Tag, der darauffolgte, war kein neuer Anfang. Er war nur das fahle Fortsetzen einer Katastrophe, die inzwischen tief genug in Stein, Wasser und Menschen gedrungen war, dass selbst Befreiung schon wie Verspätung wirkte. Über dem Lehrhaus lag ein Himmel von bleichem Grau, und die Luft roch nach nassem Kalk, kalter Asche und dem süßlichen Zug, der seit der ersten Öffnung aus den tieferen Kammern stieg. Der Lagerplatz oberhalb war in Kreidestriche, Siegel und Wachposten gegliedert, doch all diese Zeichen der Ordnung hatten etwas Mattes angenommen. Man

sah ihnen an, dass sie mehr verwalteten als verhinderten. Lysandra ai Sahir ya Kuslik stand, kaum dass der Staub des geräumten Schutts sich gelegt hatte, erneut am Zugang zum tieferen Vorraum. Sie hätte ruhen sollen. Sie hätte den zerschlagenen Stunden der Nacht, der falschen Hilfe aus der Sprechröhre und dem eigenen inneren Kippen Rechnung tragen müssen. Stattdessen zog es sie wieder hinab. Nicht aus Mut. Auch nicht aus bloßer Pflicht. Sondern weil sie begriffen hatte, dass nur dort unten, an der Verbindung von Wasserlauf, Namensordnung und Schließfolge, noch ein Rest von Sinn zu fassen war. Alles andere war bereits im Ausgriff auf Lager und Stadt zersplittert.

Custodiasra Tarsila ay Firdayon ließ sie nicht allein gehen. Die Draconiterin war nach der Befreiung des eingeschlossenen Trupps ungewöhnlich still geworden, als habe selbst ihr nüchterner Sicherungsverstand erkannt, dass man sich längst jenseits der gewöhnlichen Maßnahmen bewegte. Sie nahm nur einen kleinen Begleiterkreis mit: Lysandra, Iraldo Nivelle trotz seiner geprellten Schulter und ihrer Bedenken, dazu zwei schweigsame Helfer, die am Vorraum selbst zurückbleiben sollten. Leudero Salkya von Ruthor verlangte mitzugehen und wurde erstmals deutlich zurückgewiesen. Nicht weil man ihn fürchtete, sondern weil seine Art von Wahrheitssuche nun mehr Schaden als Nutzen versprach. Darion Mercatio di Vascello blieb vorderhand oben, doch Lysandra wusste, dass seine Abwesenheit nicht Nachgeben bedeutete. Eher das Sammeln neuer Gelegenheit. Eben deshalb ging sie hinab mit dem bedrückenden Gefühl, dass jede späte Einsicht nur noch in einen schon verdorbenen Streit hineinsprechen würde.

Der Vorraum der Hauptkammer lag tiefer als die bisher geöffneten Bereiche und war nicht groß, aber in seiner Enge von solcher Verdichtung, dass schon der erste Schritt hineinwirkte, als überschreite man nicht bloß eine Schwelle aus Stein, sondern eine

Grenze des Baugedankens selbst. Das Gewölbe zog sich niedriger herab. Die Wände waren glatter gearbeitet, fast ohne Bildwerk, und gerade diese Kargheit machte sie bedrohlicher als die entstellten Relieffreste der äußeren Kammern. In den Steinfugen liefen dunkle Linien, die nicht nur Wasseradern sein mochten. Der Boden fiel leicht zur Mitte hin ab, wo ein flacher Sammelraum ausgehauen war, kaum tiefer als eine Handspanne, nun jedoch von kaltem Wasser bedeckt, das reglos dalag und doch bei jedem Schritt anders schimmerte. Von den Rändern des Raumes führten schmale Rinnen in den Stein, nicht alle offen, nicht alle gleich alt. Tarsila blieb sofort stehen, als erkenne sie im Ganzen etwas, das sie bislang nur in Fragmenten vermutet hatte. „Das ist kein Grab“, sagte sie leise. „Nicht einmal nur ein Orakel.“ Ihre Stimme klang nicht erstaunt. Eher wie eine Bestätigung, die zu spät kommt, um noch Trost zu geben.

Lysandra hob die Lampe und betrachtete die Fugen, die Rinnen und die niedrigen Wandfelder. Nun, da so viele falsche Deutungen an ihr abgeplatzt waren, sah sie die Ordnung klarer. Die Wasserführung diente nicht der Reinigung, nicht der Kühlung, nicht bloß dem Tragen von Stimmen. Sie verband Stellen, an denen Namen, Nägel und Einlassspuren zusammenliefen. In einer Nische zur linken Seite war eine flache Steinplatte eingelassen, deren Rand mit kleinen Löchern besetzt war. Keine Schmucklöcher. Keine Halterung für Geräte. Es waren Punkte des Festsetzens. Gegenüber, nahe am Boden, erkannte sie eine Folge eingeritzter Zeichen, die sie aus den Faltlinien der Bleitafeln wiedererkannte. Erst jetzt begriff sie, dass die Tafeln nicht bloß Aufzeichnungen oder Bannformeln gewesen waren. Sie waren bewegliche Teile eines größeren Bindewerks, tragbare Träger dessen, was hier unten räumlich angelegt war. Tarsila trat an ihre Seite. „Wasser, Name, Befestigung“, sagte sie. „Nicht, um Tote an den Ort zu binden.“

Lysandra vollendete den Satz kaum hörbar. „Sondern Lebende über ihre Totenbezüge.“

Als sie dies sagte, fühlte sie nicht den Stolz einer späten Erkenntnis, sondern jene kalte Ernüchterung, die eintritt, wenn ein gesuchter Sinn sich gerade in dem Augenblick schließt, da er nichts Wesentliches mehr verhindern kann. Nun war die Funktionslogik des Ortes endlich sichtbar. Die Stimmen hatten nie in erster Linie Wahrheit aus den Toten hervorgezogen. Sie hatten die Lebenden an dem gepackt, was sie zu ihren Toten, ihren verlorenen Lieben, ihren Schamstellen und unerledigten Wünschen band. Die Namen waren keine Register toter Personen. Sie waren Griffe, durch die Bindung an Beziehungen, Erinnerungen und Kränkungen festgemacht wurde. Das Wasser trug diese Bindung weiter, weil es nicht Personen, sondern Verhältnisse verband. Eben deshalb hatte die Flutung die Sache nicht gedämpft, sondern erweitert. Und eben deshalb waren Selva ai Dhalia und andere in Kuslik bereits gefährdet, obwohl sie nie einen Fuß in das Lehrhaus gesetzt hatten.

Iraldo stand hinter ihnen und hörte den Satz, als würde er ihm in die Knochen geschrieben. Sein Gesicht, ohnehin schmal geworden in den letzten Tagen, verlor den letzten Rest an jugendlicher Farbe. „Dann war es nie auf die Kammer beschränkt“, sagte er. Er sprach nicht wie ein Gelehrter, der einen Schluss folgert. Eher wie jemand, der seine eigene innere Beschädigung plötzlich als Teil eines viel größeren Netzes erkennt. Lysandra wandte sich halb zu ihm um und sah in seinen Augen nicht nur Schrecken, sondern auch die bittere Gewissheit, dass seine nächtliche Namensbindung kein einzelnes Schwanken, keine persönliche Schwäche gewesen war. Er war bereits Träger einer Ordnung, die sich seiner verletzlichen Stellen bedient hatte wie eines vorbereiteten Ganges. „Nein“, sagte Tarsila an

Lysandras statt. „Auf Beziehungen.“ Das Wort fiel in dem niedrigen Raum schwerer als jedes gelehrte Begriffspaar.

Lysandra trat näher an die Nische mit der gelochten Platte. Im Stein darunter erkannte sie, unter Wasser und Belag, schwache dunkle Linien, die von älteren Nägeln oder Beschlägen stammen mussten. Daneben lagen Spuren von Abschabungen, als habe man wiederholt etwas eingelassen, gelöst, neu befestigt. Nicht einmalig. Nicht als bloßer Urakt. Diese Anlage war benutzt worden. Mehr als einmal. Vielleicht über Jahre. Vielleicht in Abständen, wenn eine Familie, ein Orden oder ein kleiner Kreis sie brauchte, um Willen, Begehren oder Erbe in eine bestimmte Richtung zu zwingen. Tarsila sah dasselbe. „Disziplinierung“, sagte sie. Nicht laut, eher als Urteil. „Nicht Trauerpraxis. Nicht Seelenbefragung aus Frömmigkeit. Ein Apparat.“ Das Wort klang hart und fremd genug, um genau deshalb zu treffen. Denn ein Apparat aus Wasser, Namen und Nägeln war grausamer als ein offener Kult. Ein Kult kann schänden, blenden, opfern. Ein solcher Bau aber richtet Beziehungen selbst zu Werkzeugen ab.

Aus einer tieferen Fuge am rechten Rand des Vorraums stieg plötzlich ein feiner Luftzug, der nach nasser Erde und etwas kaum Merklichem roch, das Lysandra dennoch sofort erkannte: Selvas Haaröl, wie es in Kuslik an stillen Morgenstunden manchmal im gemeinsamen Raum hing. Der Geruch war unmöglich. Eben deshalb traf er sie fast tödlicher als ein sichtbarer Schrecken. Ihre Gedanken sprangen ohne ihr Wollen zu Selvas Kammer, zur Truhe, zur Nachricht, zur bitteren Möglichkeit, dass bereits ein Stück aus dem Kanal, ein Name aus einer Stimme, ein Bleirest aus einer Rinne den Weg in ihr Haus gefunden hatte. Tarsila bemerkte die Veränderung in ihr, weil sie sofort sagte: „Nicht folgen. Nicht glauben, was hier persönliche Gewissheit annimmt.“ Der Satz war Hilfe und Anklage zugleich. Denn er machte sichtbar, wie tief auch Lysandra selbst bereits im Zugriff stand.

Sie zwang sich, den Blick auf den Stein zurückzubringen. Dort, knapp über der Wasserlinie, lief eine weitere Zeichenfolge, diesmal fast unversehrt. Iraldo las sie zuerst an, stockend, dann mit wachsender Fassung, als hätte die Sachlichkeit der Schrift ihm für wenige Augenblicke einen Halt gegeben. Es war keine vollständige Formel, eher ein Teilstück, wie man es an einer Schließfolge anbringt. Doch nun, im Zusammenhang mit den Tafeln, den Rinnen und den Spuren der Befestigung, ergab der Sinn sich. Die Worte sagten nicht: Halte den Toten. Sie sagten sinngemäß: Halte, was den Lebenden zurückruft. Nicht den Leib. Nicht den Schatten. Das Verhältnis. Den Zug von Wunsch, Schuld und ungesagter Nähe. Lysandra hätte sich am liebsten vor dem Stein niedergesetzt, nicht aus Ehrfurcht, sondern aus Erschöpfung vor der späten Klarheit. Stattdessen stand sie aufrecht und spürte nur, wie jede gewonnene Deutung in ihr dieselbe Frage aufriss: Was nützt dies noch?

Tarsila beantwortete die Frage, bevor sie laut gestellt werden konnte. „Für vollständige Lesbarkeit bräuchten wir die restlichen Namen, die fehlenden Tafelteile und vermutlich eine erneute Aktivierung der Schließfolge.“ Sie sprach das ohne Begehren. Eher wie eine Medica, die den Preis eines Eingriffs benennt, von dem sie weiß, dass er den Kranken wahrscheinlich töten wird. „Blut, Stimme oder intime Wahrheit“, sagte Lysandra. Es war kein Vermuten mehr. Nur das nüchterne Zusammenziehen all dessen, was die Anlage bislang gefordert hatte. Tarsila nickte einmal. „Und vermutlich einen lebenden Bezugsträger, der bereits erfasst ist.“ Darin lag das eigentliche Grauen. Denn damit war nicht mehr bloß von irgendeinem Opfer die Rede, sondern von Selva, von Iraldo, von jenen Menschen in Kuslik, die längst auf entfernten Wegen in das Bindwerk hineingezogen worden waren. Eine volle Erkenntnis hätte vielleicht die letzte Klarheit gegeben. Aber sie hätte diese Klarheit durch Preisgabe dessen erkaufte, was noch an menschlichem Rest zu schützen war.

Iraldo wandte sich mit einem Ruck von der Schrift ab. „Dann dürft Ihr nicht weiterlesen“, sagte er. Seine Stimme brach in der Mitte des Satzes und gewann eben darin eine Schwere, die sie in den früheren Tagen nie gehabt hatte. „Wenn es auf uns geht, auf sie da draußen, dann ist jede Zeile schon Teil davon.“ Tarsila sah ihn an, und in diesem Blick lag weder Trost noch Herablassung. Vielleicht zum ersten Mal wurde der junge Schreiber nicht als schwaches Glied, sondern als einer gesehen, der in seiner Beschädigung eine notwendige Einsicht trägt. Lysandra selbst hätte gern widersprochen. Nicht aus Vernunft, sondern aus dem alten Hunger der Deutung. Der Teil in ihr, der seit dem ersten Blick auf die Bleitafel wissen wollte, was dies alles bedeute, war noch nicht tot. Gerade das erschütterte sie. Denn hier, im fast verstandenen Herzen der Anlage, zeigte sich, dass Wissen selbst längst in den Preis verwickelt war.

Ein leises Schaben hinter ihnen ließ alle drei herumfahren. Aus dem Gang her kam keiner der Begleiter. Keine Störung von außen. Nur ein einzelner Laut, als streife etwas Hartholz über Stein. Für einen schrecklichen Augenblick glaubte Lysandra, Darion müsse doch einen Weg gefunden haben, ihnen zu folgen. Dann erkannte sie, dass das Geräusch aus der anderen Seite des Vorraums kam, aus jener noch dunkleren Fuge hinter der Schwelle, wo der Zugang zur eigentlichen Hauptkammer liegen musste. Kein Mensch trat hervor. Kein Tier. Und doch war der Laut von der Art, dass er Absicht verriet. Nicht Leben im gewöhnlichen Sinn, sondern Antwort. Iraldo wich einen Schritt zurück. Tarsila hob die Hand, damit niemand rede. In dieser angespannten Stille wurde plötzlich überdeutlich, was spätes Erkenntnis in Wahrheit bedeutet: nicht Beherrschung, sondern das Wissen um die eigene Unzulänglichkeit vor dem, was nun längst weiß, dass man es verstanden hat.

Lysandra sah auf das ruhige Wasser im Sammelbecken. Darin spiegelte die Lampe nicht nur ihr Licht, sondern für den Bruchteil eines Herzschlags ein zweites Bild, undeutlich und zitternd: nicht ihr eigenes Gesicht, sondern Selvas, halb abgewandt, mit jenem Ausdruck aus Verletzung und Trotz, den sie nur in seltenen, intimen Stunden gesehen hatte. Das Spiegelbild verschwand sofort, kaum dass sie den Atem anhielt. Doch es genügte. Nun war jede Hoffnung dahin, die zivile Ausweitung ließe sich als bloße Möglichkeit abtun. Selva war bereits betroffen. Vielleicht nicht in dieser Gestalt, vielleicht nicht auf diese Weise. Aber betroffen. Die Anlage hatte ihre Beziehung erreicht. Nicht weil Selva am Ort war. Weil die Beziehung selbst der Weg geworden war.

Da begriff Lysandra endlich in voller Härte, was an diesem Bau das Schändlichste war. Er band nicht Tote an Orte. Er band Lebende an ihre Toten, ihre Verlorenen, ihre Geliebten und Beschämungen. Er machte aus Liebe einen Zugriemen, aus Trauer einen Kanal, aus Namen einen Haken. Jede Institution, jede fromme Deutung, jeder Besitzanspruch hatte anfangs falsch gefragt, was hier verborgen liege. Die richtige Frage lautete nicht: Wer spricht? Sondern: Woran werden die Lebenden festgemacht? Diese Antwort kam zu spät, um den Tod des Arbeiters, Iraldos Beschädigung, die verteilten Bleistücke im Wasser oder Selvas Gefährdung zu verhindern. Gerade deshalb war sie wahr.

Tarsila trat schließlich vom Rand der Nische zurück. „Mehr dürfen wir nicht fordern“, sagte sie. Nicht weil nichts mehr zu wissen gewesen wäre, sondern weil jeder weitere Erkenntnisschritt nun offenbar einen Preis verlangt hätte, den keine redliche Sicherung mehr auf sich nehmen durfte. Lysandra spürte die Wucht dieses Satzes wie einen Schlag. Denn er verlangte von ihr etwas, das ihrem innersten Fehlgriff widersprach: nicht weiter zu lesen, obwohl die Wahrheit fast

greifbar war. Nicht weil Wissen wertlos geworden wäre, sondern weil es nur noch durch Verrat an den Lebenden zu vervollständigen wäre. Sie nickte nicht sofort. Erst nach einem langen Atemzug. Dann senkte sie die Lampe. Aus dem tieferen Fugenraum kam kein weiterer Laut mehr. Das Schweigen dort wirkte nicht wie Niederlage. Eher wie Geduld.

Als sie sich zum Gehen wandten, fühlte Lysandra keine Erleichterung, sondern die schwere Klarheit eines Menschen, der endlich den Bauplan des Unheils erkannt hat und zugleich weiß, dass dessen Folgen längst an anderen Orten weiterlaufen. Oben im Lager mochte man über Siegel, Besitz und Zuständigkeit streiten. Hier unten war die Wahrheit schlichter und darum grausamer geworden. Die Anlage konnte nicht mehr durch bloßes Schließen eines Raumes begriffen werden, weil sie nie nur Raum gewesen war. Sie war bereits Beziehung geworden. Und eben darum stand am Ende dieser späten Erkenntnis keine Rettung, sondern nur die Frage, welchen Preis man noch zu zahlen bereit war, um nicht noch mehr von sich selbst in sie hineinzulegen.

Vor dem Morgengrauen des sechsten Tages lag über dem verschlossenen Dokumentationsraum eine Stille, die nicht Frieden war, sondern Erschöpfung nach zu viel Lärm. Draußen mochte der Lagerplatz noch immer unter Wachen, Siegeln und halblauten Befehlen stehen. Hier aber, in der schmalen Kammer aus Brettern, Kisten und zusammengerückten Tischen, schien die Welt für einige Atemzüge kleiner geworden zu sein. Das Licht einer einzelnen Lampe fiel auf geöffnete Wachstafeln, nasse Leinen, Bleistreifen, Randzettel und jene wenigen Abschriften, die den Streit der letzten Tage, die Beschlagnahmen und das

Verschwinden einzelner Stücke überstanden hatten. Zwischen den Papieren lag ein Messer mit schmaler Schneide, nicht gezogen gegen einen Menschen, sondern gegen Zeugnis. Lysandra ai Sahir ya Kuslik saß allein am Tisch. Zum ersten Mal seit Beginn der Grabung war die Einsamkeit nicht nur Umstand, sondern Wahl.

Sie hatte Tarsila fortgeschickt oder doch für eine kleine Spanne aus der Kammer gehalten, unter dem Vorwand, die verbleibenden Notizen sichten und in eine Form bringen zu müssen, die eine spätere Versiegelung überhaupt möglich mache. Das war nicht einmal ganz gelogen. Nur verbarg der Satz den eigentlichen Kern der Stunde. Denn was vor ihr lag, war nicht bloß Material, sondern Entscheidung in Schriftgestalt. Auf der linken Seite des Tisches befanden sich jene Stücke, die für die äußere Wahrheit des Falls genühten: Hinweise auf die verspätete Sicherung, die Öffnung gegen ihren Rat, die Flutung als Fehlgriff, die Verteilung der Bindungsträger in Wasserläufe und Lager. Auf der rechten Seite lagen die gefährlicheren Blätter: die zusammengezogenen Schachtmarkierungen, die Abfolge der Namen in ihren räumlichen Verknüpfungen, die halb erschlossene Schließfolge, dazu zwei Randzettel, auf denen ihre eigene Hand schon zu weit in den inneren Sinn der Anlage vorgedrungen war. Nicht bis zur Vollkenntnis. Aber weit genug, dass ein anderer, weniger zögernder Geist daraus fortsetzen könnte, was sie nicht mehr fortsetzen durfte.

Sie sah lange auf diese Trennung, ohne die Hände zu bewegen. Die Müdigkeit der letzten Tage war so tief geworden, dass sie sich nicht mehr wie Schlafmangel anfühlte, sondern wie eine Verschiebung des ganzen Selbst. In solcher Erschöpfung werden manche Menschen weich. Lysandra wurde nur klarer und darum grausamer gegen sich. Denn sie wusste, dass die größte Lüge ihres bisherigen Handelns nicht in einer einzelnen Verschleierung gelegen hatte. Sie hatte die Gefahr früh erkannt und dennoch den

Befund festhalten wollen. Sie hatte aus Sorge um Personal, Wahrheit und Sicherung gehandelt, gewiss. Aber auch aus jenem harten Stolz, der eine Deutung zuerst im eigenen Denken geschlossen sehen will, bevor er sie anderen überlässt. Nun lag der Preis davon vor ihr in nassem Wachs, halben Namen, gebrochenen Beziehungen und dem Gedanken an Selva ai Dhalia, der seit der Stunde im Vorraum wie ein feiner Dorn in allem steckte.

Sie nahm den ersten der gefährlichen Zettel zur Hand. Darauf standen die zusammengezogenen Linien von Schacht, Vorraum und Wasserrinne, dazu jene Bemerkung, die sie in einem halb unbewachten Augenblick an den Rand gesetzt hatte: Nicht Tote ortsgebunden, sondern Lebende bezugsgebunden. Noch gestern hätte sie diesen Satz um keinen Preis aus der Hand gegeben, weil in ihm die lang gesuchte Wahrheit endlich Form gefunden hatte. Nun sah sie ihn an wie einen verbotenen Schlüssel. Wer ihn besaß, wusste nicht alles. Aber er wusste genug, um die Anlage nicht länger bloß für ein verfluchtes Bauwerk zu halten, sondern für ein Werkzeug, das sich mit Namen, Wasser und menschlicher Nähe bedienen ließ. Eben deshalb durfte der Satz nicht unversehrt bleiben.

Draußen knarrte einmal ein Wagenrad. Jemand rief dumpf einen Befehl. Aus größerer Ferne kam das Schlagen eines losen Taues gegen einen Pfahl. Sonst nichts. Diese gewöhnlichen Geräusche gaben der Kammer für Augenblicke etwas Fast-Häusliches, und gerade darin lag ein Stich. Denn sie erinnerten sie an andere stille Räume, an Schreibnächte in Kuslik, an Selvas Gegenwart, an jene Stunden, in denen ein gemeinsames Schweigen mehr Halt gegeben hatte als jede Rede. Seit dem Boten aus der Stadt war Selva in ihren Gedanken nicht mehr nur die ferne Vertraute. Sie war selbst zu einem Teil der Anlage geworden, nicht aus Schuld, sondern weil der Ort Beziehungen bereits in seine Ordnung

gezogen hatte. Lysandra legte den Zettel nieder und schloss die Augen. Das Bild, das aus dem Vorraum im Wasser aufgestiegen war, ließ sich nicht mehr ganz verscheuchen: Selvas Gesicht, halb abgewandt, zugleich gekränkt und stolz. Vielleicht ein Trugbild. Vielleicht nicht. Beides half nicht weiter.

Als sie die Augen wieder öffnete, nahm sie das Messer. Nicht hastig. Gerade die Ruhe ihrer Bewegung machte sie so schmerzlich. Mit der flachen Schneide fuhr sie unter die gefährlichste Notiz und hob sie leicht vom Tisch, als wolle sie ein verwundetes Ding nicht zerreißen, sondern aus der Ordnung nehmen. Dann schnitt sie den unteren Teil des Blattes ab, dort, wo die räumliche Zuordnung von Namen, Rinnen und Fixpunkten erstmals in einer lesbaren Folge zusammenlief. Das Geräusch der Klinge durch Papier war klein, fast schamhaft. Dennoch wirkte es in dem stillen Raum härter als ein Schrei. Der Schnitt trennte nicht bloß ein Stück Material. Er trennte die Möglichkeit, dass ein anderer die Folge ohne ihr eigenes Gedächtnis wieder ganz schließen konnte. Lysandra legte den abgeschnittenen Teil beiseite und zwang sich, nicht sofort zurückzugreifen. Das war der erste Verlust, bewusst gesetzt.

Sie arbeitete weiter, Blatt um Blatt. Manche Stücke durfte sie nicht vernichten, weil ohne sie der äußere Hergang in Verdächtigung, Tempelstreit und Darions käuflicher Deutung verfaulen würde. Andere aber mussten verstümmelt werden, gerade um eine tiefere Lesbarkeit unmöglich zu machen. Sie strich Randverweise, ersetzte präzise Zuordnungen durch unklare, schnitt Namenfolgen so auseinander, dass die Bindung nicht mehr als Schließweg fassbar blieb. Dabei ging sie mit kalter Sorgfalt vor, und je länger sie es tat, desto mehr fühlte sie, dass diese Sorgfalt selbst wieder der alten Gelehrtenleidenschaft ähnelte. Auch Zerstörung kann eine Form von Handwerk sein. Der Gedanke ekelte sie an. Dennoch machte er ihre Hand nur sicherer. Denn

sie durfte jetzt nicht aus Wut oder Wehmut vernichten. Sie musste so zerstören, dass ein Rest der Wahrheit blieb, ohne die Bedienbarkeit des Werkes zu erhalten.

Einmal hielt sie inne, weil sie auf einem schmalen Leinenstreifen ihre eigene Schrift erkannte, rascher als sonst gesetzt, aus der Nacht des heimlichen Vergleichs mit Iraldo Nivelles. Dort stand nur eine knappe Folge aus drei Namen und dem Hinweis, dass zwei davon nicht auf Tote, sondern auf Übertragungsstellen zu deuten seien. Der Streifen war klein, fast unbedeutend. Gerade darum gefährlich. Solche Nebensstücke überleben oft, wenn große Abschriften längst beschlagnahmt, verborgen oder verbrannt sind. Lysandra dachte an Iraldo, an seine geprellte Schulter, seine fiebrige Schärfe, sein verformtes Begehren nach Anerkennung und Sinn. Sie dachte daran, dass sie ihn in diese Nähe gezogen hatte, obwohl sie seine Verletzlichkeit kannte. Nun hielt sie ein Stück ihrer gemeinsamen Schuld zwischen den Fingern. Der Drang, es zu bewahren, traf sie heftiger als bei den größeren Blättern. Nicht wegen der Information allein. Weil darin noch die Spur eines Verhältnisses lag, das einmal nur Mentorenschaft gewesen war und erst durch Gefahr, Schweigen und gegenseitige Abhängigkeit eine härtere, verstörende Form angenommen hatte. Sie legte den Streifen an die Lampe. Erst als das Feuer die Kante schwärzte und das Leinen sich zusammenzog, merkte sie, dass ihre Hand zitterte.

Der aufsteigende Rauch war gering, roch aber bitter. Lysandra öffnete den Mund, als müsse sie sprechen, und schwieg doch. In diesem Schweigen lag mehr Selbstanklage als in mancher Beichte. Denn jeder verbrannte Rand, jeder herausgeschnittene Verweis war nicht nur Schutz gegen spätere Öffnung. Er war auch die bewusste Verstümmelung ihrer eigenen Arbeit, ihres Rufs, ihres Anspruchs auf Vollständigkeit. Wenn die Tempel, die Obrigkeit oder spätere Gelehrte diese Akten sähen, würden sie Lücken

finden, Unschärfen, Brüche in der Folgelogik. Man könnte ihr Fahrlässigkeit vorwerfen, vielleicht Fälschung, vielleicht panische Unzuverlässigkeit. Vielleicht würde genau das nötig sein. Wer überlebt, dachte sie bitter, tut es hier nicht mit sauberem Namen.

Vor ihr lag noch ein letztes Blatt, das sie am längsten gemieden hatte. Es enthielt nicht die tiefste Technik, nicht die ganze Schließfolge, doch es trug den persönlichsten Satz. Zwischen zwei sachlichen Anmerkungen zu Wasserstand und Spurenführung hatte sie in einer Nacht des Schreckens niedergeschrieben: Selva könnte bereits außerhalb des Ortes betroffen sein, wenn Beziehung selbst als Leitung dient. Dieser Satz war kein Beweis. Er war ein Eingeständnis. Er verband das gelehrte Verstehen der Anlage mit ihrem eigenen verwundbarsten Band. Würde das Blatt in Tarsilas Hände gelangen, könnte die Draconiterin daraus die Notwendigkeit härterer Maßnahmen gegen Selva folgern. Würde es Darion erreichen, könnte er darin einen Hebel gegen Lysandra und gegen jede noch verbliebene menschliche Freiheit finden. Würde es öffentlich, wäre Selva nicht mehr nur gefährdet, sondern auch den Blicken, Gerüchten und frommen Zugriffen preisgegeben. Eben darum war dies Blatt vielleicht das gefährlichste von allen.

Lysandra hielt es lange fest. Der Raum um sie schien stiller zu werden, als lausche er mit. In solchen Augenblicken reden Menschen sich gern ein, sie opferten nur Wissen für Liebe oder Liebe für Pflicht. Die Wahrheit war gemeiner. Sie opferte hier beides gegeneinander. Behielt sie den Satz, verriet sie Selva einer Wahrheit, die nicht heilen konnte. Vernichtete sie ihn, nahm sie sich selbst den letzten schriftlichen Beweis, dass sie den eigentlichen Ausgriff der Anlage begriffen hatte, ehe andere ihn in Besitz, Bann oder Anklage verdrehten. So sah der Kern der Stunde aus: keine rechte Wahl, nur die Entscheidung, welche Wahrheit nie mehr unversehrt gesagt werden darf.

Sie senkte die Klinge und zerschnitt das Blatt nicht quer, sondern genau durch die Zeile, in der Selvas Name stand. Den oberen Teil mit den wasserkundlichen Anmerkungen legte sie zu den verbleibenden Akten. Den unteren, in dem der Name und der Satz vom Beziehungsweg standen, hielt sie einen Herzschlag zu lange in der Hand. Dann schob sie ihn unter die Flamme. Das Papier rollte sich an den Rändern zusammen, schwärzte, verlor die Buchstaben zuerst in den Vokalen, dann ganz. Als die Asche abfiel, empfand sie keinen Trost. Nur Leere, und darunter den kalten Wissenston, dass sie soeben nicht bloß einen Beleg vernichtet hatte, sondern einen Teil ihrer eigenen inneren Wahrheit. Von nun an konnte sie Selvas Gefährdung nur noch aussprechen, nicht mehr beweisen. Vielleicht war genau das nötig, damit ein Rest Schutz blieb. Vielleicht war es auch der Augenblick, in dem ihre spätere Rechtfertigung unwiderruflich beschädigt wurde.

Hinter ihr öffnete sich leise die Tür. Tarsila trat ein, ohne Hast, und blieb stehen, als sie den Geruch von verbranntem Leinen und Papier bemerkte. Sie sagte zunächst nichts. Ihr Blick glitt über den Tisch, über die neu geordneten Stapel, die angeschnittenen Ränder, den kleinen Haufen grauer Asche in der Schale. Man hätte diesen Anblick als Frevel an der Dokumentation, als Selbstsabotage oder als letzte Sicherungsmaßnahme lesen können. Wahrscheinlich war er alles drei. „Ihr zerstört Befund“, sagte Tarsila schließlich. Nicht laut, nicht empört. Wie eine Feststellung, die den Raum nicht mehr verlässt, wenn sie einmal ausgesprochen ist. Lysandra legte das Messer hin. „Ich verhindere Bedienbarkeit“, antwortete sie. Auch das war wahr. Und unvollständig. Tarsila sah sie lange an, und in diesem Blick lag zum ersten Mal ein Wissen darum, dass manche Sicherung nur durch Schuld möglich wird, die sich später nicht mehr säubern lässt.

„Welche Teile?“ fragte die Draconiterin. Lysandra antwortete nicht sofort. Sie hätte vollständige Offenheit leisten können, vielleicht müssen. Doch dann stünde die Stunde des Zerstörens sogleich wieder unter einem neuen Blick der Ordnung, und Ordnung war hier längst nicht mehr unschuldig. „Diejenigen“, sagte sie schließlich, „mit denen man fortsetzen könnte.“ Tarsila trat näher an den Tisch, nahm eines der stehengebliebenen Blätter auf, las die gekürzte Randbemerkung und begriff wohl genug, was fehlte. „Ihr macht Euch damit angreifbar“, sagte sie. Lysandra hob den Blick. „Das bin ich längst.“ In diesem einen Satz lag mehr Wahrheit, als jede geordnete Aussage der letzten Tage getragen hatte. Angreifbar durch Tempel, durch Obrigkeit, durch Darions Besitzanspruch, durch Iraldos verstummte Anklage, durch Selvas möglichen Verlust und durch das Wissen selbst, das sie nun eigenhändig verstümmelt hatte.

Draußen begann irgendwo ein Hahn zu krähen, dumpf und fehl am Platz in dieser Landschaft aus Lager, Wasser und verheilender Nacht. Ein neuer Tag brach an, doch nichts an ihm versprach Neubeginn. Auf dem Tisch lagen nun die Reste einer Wahrheit, die noch ausreichte, um vor dem Ort zu warnen, aber nicht mehr, um ihn ganz zu beherrschen. Das war der Preis, den Lysandra in dieser stillsten Stunde der Grabung zahlte: Verzicht auf Vollständigkeit, Preisgabe eines Teils der eigenen Redlichkeit, bewusste Beschädigung des eigenen Werkes und die Verbannung eines Namens aus der Schrift, damit er nicht zum Hebel anderer werde. Es war keine heroische Tat. Eher die nüchterne Annahme, dass Überleben hier nur möglich sein mochte, wenn das Wissen selbst verstümmelt wird.

Als Tarsila schließlich die Ascheschale an sich nahm und schweigend ans Fenster trat, saß Lysandra noch immer am Tisch, die Hände leer, das Messer abseits, die verbleibenden Akten in zwei kleineren, unerquicklich—nein. In zwei kleineren,

ungleichen Stapeln geordnet. Der ruhigste Augenblick der ganzen Grabung war damit zugleich der schändlichste geworden. Nicht weil hier Blut floss oder Stimmen riefen. Sondern weil eine Frau in stiller Klarheit entschied, welche Wahrheit nie mehr ganz gesagt werden durfte, und dafür den Preis an sich selbst annahm, ehe der letzte Gang zur Hauptkammer überhaupt begann.

Der sechste Tag war noch nicht ganz im Morgen angekommen, als das Lehrhaus seine letzte Enge offenbarte. Über dem Lager hing ein bleiches Licht, das weder Nacht noch wirklicher Tag war, und selbst dieses matte Grau schien den Zugang zur Tiefe nicht zu erreichen. Unten am Schachtweg standen Tarsilas Sicherungsleute, Leuderios Gefolge, Darions Wachen und die erschöpften Reste des Grabungspersonals so dicht beieinander, dass jeder Schritt nach vorn zugleich eine politische Zumutung wurde. Aus dem Seitenarm des alten Kanals stieg kühle Feuchte herauf. Von fern her war das knappe Kreischen eines Rades zu hören, ein Befehl, das kurze Schlagen von Holz gegen Holz. Alles klang, als warte die Welt draußen noch auf ordentliche Verhältnisse. Doch hier, an der Schwelle zur Hauptkammer, war längst nichts mehr ordentlich. Hier standen Besitz, Bannung, Deutung, Rettung und Schuld an demselben Rand und wussten nur noch darin überein, dass keiner dem andern die Entscheidung gönnen wollte.

Lysandra ai Sahir ya Kuslik trat mit Tarsila ay Firdayon vor die letzte, nur halb freigelegte Schwelle. Hinter ihnen lag der Vorraum mit seinen Rinnen, Nischen und dem flachen Becken, in dem das Wasser nun reglos schien und doch bei jeder Bewegung der Lampen einen anderen Schein annahm. Vor ihnen erhob sich die eigentliche Sperre der Hauptkammer: keine rohe

Mauer, sondern eine sorgfältig gesetzte Steinplatte, deren Umriß mit dunklen Fugen nachgezeichnet war. In der Mitte lief eine schmale Vertiefung hinab, kaum breiter als ein Finger, an deren Rand winzige Einstiche lagen, als hätten dort wieder und wieder Nägel oder Dornspitzen gesessen. Nichts an der Schwelle war zufällig. Selbst der bloße Blick darauf schien bereits eine Art von Antwort zu fordern. Lysandra wusste es nun mit jener klaren Bitterkeit, die keinen Trost mehr erlaubt: Vollständige Öffnung würde nicht Erkenntnis, sondern Preisgabe verlangen. Und genau darum stand Darion Mercatio di Vascello bereits dort, noch ehe irgendwer ihn rechtzeitig hatte zurückhalten können.

Er war nicht durch rohe Gewalt in den inneren Bereich eingedrungen. Das wäre zu einfach gewesen. Vielmehr hatte er die Zwischenräume genutzt, die die Zuständigen einander aufgerissen hatten: ein Streit an der äußeren Absperrung, ein falsch verstandener Befehl, ein kurzer Augenblick, in dem Tarsilas Leute ein Siegel neu setzten und Leuderos Männer nachrückten. Nun stand er einige Schritte von der Hauptschwelle entfernt, in der einen Hand eine kleine Kasette aus dunklem Holz, in der andern ein zusammengerolltes Pergament. Zwei seiner eigenen Wachen hatten ihm bis in den Vorraum gefolgt, hielten sich nun aber unsicher an der Seite, weil selbst sie spürten, dass dieser Ort nicht mehr in die Welt gewöhnlicher Befehle gehörte. Darions Gesicht wirkte eingefallen, schmaler als zu Beginn der Grabung, und doch lag darin keine Resignation. Eher der kalte Glanz eines Mannes, der zu tief in sein eigenes Begehren geraten ist, um noch an Umkehr zu glauben.

„Bleibt stehen“, sagte Tarsila. Sie hob die Hand nicht drohend, sondern mit jener knappen Gewissheit, die bisher selbst in den schlimmsten Stunden manches geordnet hatte. Darion blickte nicht zu ihr, sondern auf die Steinplatte der Hauptkammer. „Zu spät“, antwortete er leise. „Zu spät für Gebote, zu spät für Siegel,

zu spät für Gelehrtenfurcht.“ Erst dann öffnete er die Kassette. Darin lag kein Schlüssel aus Erz und kein prunkvolles Erbstück. Nur mehrere schmale Bleistreifen, sorgsam in Tuch eingeschlagen, dazu ein kleiner Ring mit zwei alten Nägeln und eine gefaltete Ahnenliste, mehrfach nachgeschrieben, an den Rändern dunkel von Fingerfett und jahrelanger Handhabung. Lysandra sah es und wusste augenblicklich, was er herbeigetragen hatte: keinen mechanischen Schlüssel, sondern seinen genealogischen Ansatz, das beschädigte Erbstück seiner Linie, den Versuch, sich als Zugriffspunkt in das Werk einzuschreiben. Er hatte nicht begriffen, dass seine Familie womöglich nicht Trägerin eines Lösungswissens, sondern Material der Anlage war. Nun wollte er gerade diesen Irrtum zur letzten Tat machen.

Leudero Salkya von Ruthor drängte hinter Tarsila nach vorn. Seine Wunde am Arm war neu verbunden, doch unter dem Stoff zeichnete sich die Belastung dunkel ab. „Weg von der Schwelle“, rief er. „Was Ihr tut, ist offener Frevel!“ Darion lachte nicht. Es wäre besser gewesen, hätte er gelacht. Stattdessen sprach er mit einer seltsamen, fast traurigen Festigkeit: „Frevel? Ihr habt mit Hammer und Zorn nur Türen aufgerissen, deren Sinn Ihr nicht kennt. Ich wenigstens weiß, was hier auf dem Spiel steht.“ „Nein“, sagte Lysandra, und nun war es ihre Stimme, die den Raum durchschnitt. „Eben das wisst Ihr nicht. Eure Linie öffnet nichts. Sie ist bereits gespannt.“ Darion wandte ihr endlich das Gesicht zu. In seinen Augen lag für einen einzigen Augenblick etwas wie nackte Kränkung, tiefer als Stolz und schlimmer als Angst. Dann schob sich der alte Besitzwille wieder darüber. „Wenn Ihr recht hättet“, sagte er, „hätte das Werk längst nach mir gegriffen. Stattdessen hat es Euch, Eure Schreiber, Eure Kusliker Bindungen und Euer Lager genommen.“ Der Satz traf nicht nur, weil er boshaft war. Sondern weil ein Teil der Wahrheit in ihm steckte.

Tarsila trat einen Schritt vor. „Legt die Stücke nieder“, sagte sie. „Jetzt.“ Doch Darion gehorchte nicht mehr den Sprachen gewöhnlicher Autorität. Mit geübter Hand entrollte er das Pergament, auf dem in enger Schrift die Namen seiner Ahnenfolge standen, teils ausgebleicht, teils neu nachgezogen. Dann nahm er einen der Bleistreifen und legte ihn in die schmale Vertiefung der Schwelle. Der Streifen passte nicht genau, aber nahe genug. Schon dieser geringe Einklang reichte aus. Das Wasser im flachen Becken des Vorraums kräuselte sich, obwohl kein Luftzug ging. Aus der dunklen Fuge der Hauptplatte kam ein Laut, nicht wie Stimme und nicht wie Stein, eher wie das Einziehen eines langen, geduldigen Atems.

Iraldo Nivelle, der bis dahin mit gepresster Schulter und fiebrigem Blick an der Seitenwand gestanden hatte, stieß einen halben Laut aus, als habe jemand in seinem Innern eine Saite angeschlagen. Er griff nach der Wand, um stehen zu bleiben. Lysandra wusste, dass jeder weitere Handgriff Darions den Vorraum wieder in jene Überlagerung von Erinnerung, Begehren und fremder Leitung stoßen würde, aus der sie kaum heil zurückgekehrt waren. Eben deshalb war die Entscheidung jetzt nicht mehr zwischen Wahrheit und Irrtum zu treffen, sondern zwischen Formen des Verlusts. Vollöffnung konnte Darion vielleicht einen letzten Blick in die innere Logik gewähren, ja. Aber nur, indem er die Anlage mit seinem Namen, seiner Linie und damit mit allem verband, was über Wasserwege und Beziehungen bereits hinausgriff. Teilversiegelung hingegen war möglich, wenn überhaupt, nur um den Preis, das Wissen weiter zu verstümmeln, einen Namen aus dem Zugriff zu nehmen und eine soziale Ordnung zu opfern, die danach nie wieder ganz zu heilen war.

Darion legte den zweiten Bleistreifen an. Diesmal passte er besser. Leudero wollte vorspringen, doch Tarsila hielt ihn mit einer solchen Schärfe zurück, dass selbst sein Zorn daran abprallte.

„Nicht stoßen“, sagte sie. „Blut auf der Schwelle öffnet mehr, als Ihr schließt.“ Kaum hatte sie den Satz gesprochen, da kam aus der Hauptfuge ein Hauch von Duft, so fehl am Platz und doch so genau gesetzt, dass Lysandra fast die Knie nachgaben: nicht Moder, nicht nasser Stein, sondern das feine Öl, das Selva in Kuslik auf besonderen Abenden trug. Im selben Augenblick hob Iraldo den Kopf, als höre er seinen eigenen Namen aus weiter Ferne. Einer von Darions Wachen begann zu weinen, ohne zu wissen, warum. Leudero presste die Kiefer zusammen, doch die Farbe wich ihm aus dem Gesicht. Es war, als bündele die halb aktivierte Schwelle alles, was in den letzten Tagen in Menschen und Wasserläufe geraten war, nun wieder an einem Punkt.

„Jetzt“, sagte Tarsila, und zum ersten Mal seit Beginn der Grabung klang ihre Stimme nicht nur sichernd, sondern entschlossen zu einem Opfer, dessen Umriss sie bereits akzeptiert hatte. „Teilverschluss. Keine Vollbrechung. Wir nehmen der Schwelle die lesbare Folge.“ Lysandra verstand sofort. Nicht die Platte sprengen, nicht die Bleistreifen entreißen, nicht Darion niederstoßen. Sondern die Schließfolge selbst verstümmeln, bevor sie mit seinem genealogischen Ansatz ganz zusammenfiel. Doch dafür brauchte es genau das, wovor sie in der Nacht zurückgeschreckt war: einen lebenden Bezugspunkt, einen Namen oder ein soziales Band, das bewusst aus der Ordnung genommen oder anders verschoben wurde. Nicht Erkenntnis mehr. Abgabe.

Lysandra sah auf die Schwelle, auf Darions Ahnenliste, auf die schmale Vertiefung mit den eingesetzten Bleistreifen. Dann auf Iraldo, dessen Lippen stumm einen Namen formten, den nur er noch ganz hörte. Dann sah sie in sich selbst auf jenen Ort, an dem Selvas Name lag. Nicht als Schrift, nicht mehr auf Papier, sondern als inneres Band, das die Anlage längst ertastet hatte. In diesem Augenblick wusste sie, dass die Rettung Selvas nicht durch mehr

Offenheit möglich war, sondern nur, wenn sie eben diese Beziehung dem Werk entzog, indem sie sie dem äußeren, sozialen Leben preisgab. Nicht Selva selbst. Aber die Wahrheit des Bandes. Die bisher verschwiegene Nähe, die heimliche Verwundbarkeit, das, was sie all die Tage gegen Amt, Tempel und Darions Späher in sich gehalten hatte. Die Anlage nährte sich von verborgenem Verhältnis, von nicht ausgesprochener Bindung, von Schuld und Verschweigen. Eine bezeugte, entblößte Beziehung konnte noch immer verletzlich sein, aber sie entzog sich wenigstens zum Teil der verborgenen Bedienbarkeit.

Es war ein grausamer Gedanke. Und doch der Einzige, der nicht sogleich neue Vertiefung forderte. „Tarsila“, sagte Lysandra, ohne den Blick von der Schwelle zu nehmen, „nehmt es in Eure Siegelniederschrift auf. Selva ai Dhalia ist meine Nahverbundene. Nicht bloß Hausgenossin. Nicht bloß Vertraute. Alles, was nach Kuslik ging, trifft mein eigenes Band zuerst.“ Die Worte kamen ruhig, beinahe sachlich. Gerade darin lag ihre Schärfe. Tarsila sah sie an und begriff mehr, als der bloße Satz aussprach. Ein solcher Eintrag würde Selva fortan nicht vor Gerede, nicht vor Zugriffen frommer Vorsicht, nicht vor gesellschaftlichem Flüstern schützen. Er würde Lysandras Ruf verwunden, ihren bisherigen Abstand zerstören, ihr eigenes Leben aus der Ordnung des nur Gelehrten herausreißen und dem Urteil anderer öffnen. Aber er entzog die Bindung dem halb verborgenen, halb verschwiegenen Raum, in dem die Anlage sie bisher greifen konnte.

Darion reagierte schneller, als Lysandra gehofft hatte. „Nein“, sagte er, und nun brach zum ersten Mal etwas von echter Furcht aus ihm hervor. Denn auch er begriff, was hier geschah. Nicht ein frommer Bann. Eine Verschiebung der Zugriffsordnung. Wenn eine Beziehung aus dem Geheimen in das bezeugte, soziale Licht gezogen wurde, verlor seine halbe Aktivierung an Passung. Gerade deshalb stieß er den dritten Bleistreifen in die Nut, mit

einer hastigen Gewalt, die zum ersten Mal verriet, dass auch seine Kälte nur ein dünner Mantel über Panik gewesen war. Tarsila rief etwas auf Aureliani, kurz und hart wie ein Schnitt. Iraldo taumelte vor, nicht zur Öffnung, sondern zur seitlichen Rinne, und schlug mit dem Griff einer Lampe auf jene kleine Lochreihe neben der Schwelle, die Lysandra und Tarsila im Vorraum bereits als Fixpunkte erkannt hatten. Stein splitterte. Einer der Nägel in Darions Ring sprang aus dem Tuch und fiel in das Wasserbecken.

Was nun geschah, vollzog sich in wenigen Atemzügen und dennoch mit der Wucht eines ganzen Tages. Die Schwelle antwortete nicht mit Aufspringen, sondern mit Überfülle. Stimmen brachen gleichzeitig los, aus der Fuge, aus dem Wasser, aus den Kehlen der Anwesenden. Nicht als geordnete Rede, sondern als ein Zerren aus Namen, Vorwürfen, Begehren und den grausamsten Resten zärtlicher Erinnerung. Leudero sank auf ein Knie, die Hand vor dem Gesicht, als habe ihn eine unsichtbare Klinge an den Augen getroffen. Darions Wachen wichen rückwärts und stießen gegeneinander. Iraldo schrie nicht, sondern presste die Zähne zusammen und schlug ein zweites Mal auf die Fixpunkte ein, bis ihm die geprellte Schulter nachgab und er fast selbst zu Boden ging. Tarsila warf ihren kleinen Siegelbeutel in das flache Wasserbecken, riss ihn mit einer Drehung auf und ließ Salz, Asche und zerkleinertes Siegelerde zugleich in die Rinnen geraten. Nicht als frommes Wunderwerk. Als gezielte Verderbung der Lesbarkeit.

Lysandra tat in diesem Aufruhr das Einzige, was sie noch tun konnte. Sie trat an den Rand der Schwelle, hob Darions Ahnenliste aus der feuchten Nähe des dritten Bleistreifens und riss sie entzwei. Nicht zornig. Nicht mit einer heroischen Geste. Mit der kalten Zielstrebigkeit einer Frau, die weiß, dass eine genealogische Unversehrtheit hier tödlicher wäre als jede spätere politische Niederlage. Das Pergament gab zäh nach. Namen, die

Darion als Schlüssel in Händen gehalten hatte, wurden zu losen Hälften, die keine saubere Folge mehr bildeten. Im selben Augenblick brach sein Gesicht auf. Nicht im Schmerz um Besitz. In etwas Tieferem. Als habe er endlich verstanden, dass seine Linie hier nie herrschte, sondern von Anfang an als Material hergerichtet war. Die Schwelle zitterte nicht sichtbar, und doch fuhr ein Ruck durch den Stein, der das Wasser im Becken gegen die Rinnen schlug.

Darion sprang vor, wohl weniger auf Lysandra als auf die zerrissene Ahnenliste. Leudero, halb blind vor Stimmen und Erinnerungsdruck, erwischte ihn dennoch an der Schulter. Beide prallten gegeneinander. Ein Bleistreifen glitt aus der Nut und schnitt Darions Hand auf. Blut tropfte auf den Steinrand, aber nicht in die Vertiefung selbst. Tarsila stieß mit dem Fuß den zweiten Streifen aus der Hauptlinie in die Seitenrinne, wo Salz, Asche und Wasser ihn sogleich unter Schlamm verbargen. Iraldo brach nun wirklich auf die Knie, doch sein Schlag hatte genügt: Zwei der kleinen Lochmarken waren ausgebrochen, die Reihenfolge der Befestigung war nicht mehr sauber lesbar. Eine Teilversiegelung entstand nicht als frommer Schlussakt, sondern als Verstümmelung von Ordnung. Genau deshalb war sie wirksam genug.

Dann kam der Moment, in dem das Ganze kippte. Die Stimmen verloren nicht ihre Gewalt, aber ihre Richtung. Was eben noch auf Öffnung zu gedrängt hatte, begann sich in widersprüchliche Echos zu zerfasern. Nicht weniger schmerzhaft, eher chaotischer, als habe die Anlage ihren klaren Zugriff verfehlt und nun in mehreren halben Wegen zugleich nach Halt gesucht. Das Wasser im Becken färbte sich dunkel von Schlamm, Salz und einem dünnen Zug Blut. Darions Ahnenliste trieb in zwei zerrissenen Teilen darin, die Schrift rasch verlaufend. Tarsila sprach keine langen Bannworte. Sie nannte nur drei kurze Siegelsetzungen,

jede an eine andere Richtung gebunden: Wasser, Name, Verschluss. Leudero stieß Darion endgültig von der Schwelle weg. Lysandra selbst trat zurück, weil sie spürte, dass ein weiterer Herzschlag zu nah an der Fuge sie wieder in Selvas Geruch, Selvas Namen, Selvas drohendes Bild hineinreißen würde.

Als der Aufruhr endlich nachließ, war die Hauptplatte nicht offen. Aber sie war auch nicht heil. Die mittlere Nut war verschmiert, zwei Fixpunkte zerstört, ein Bleistreifen verschwunden, ein zweiter unbrauchbar in der Seitenrinne verkeilt, die genealogische Folge zerrissen. Teilversiegelt, ja. Doch nicht in der Reinheit eines gelungenen Rituals. Eher in der verstörenden Form einer Notvernarbung. Man konnte jetzt nicht mehr ohne Weiteres fortsetzen. Aber eben deshalb konnte auch nie mehr ungebrochen bewiesen werden, wie nahe die Vollöffnung bereits gewesen war. Darion saß gegen die Wand gesunken, die verletzte Hand an die Brust gepresst, das Gesicht grau und leer. In ihm war etwas entlarvt worden, das keine Wunde schließen konnte: nicht Erbe eines Schlüssels zu sein, sondern Nachfahre eines bereits eingebundenen Materials. Diese Erkenntnis nahm ihm nicht nur Macht. Sie nahm ihm seine selbstgewählte Gestalt.

Iraldo atmete stoßweise auf den Knien, unfähig, sich sofort zu erheben. Seine Schulter war nun schwer verletzt, vielleicht gezerrt, vielleicht gebrochen, und doch lag in seinem Blick keine bloße Niederlage. Er hatte mit dem Schlag gegen die Fixpunkte nicht den Ort besiegt, sondern sich selbst weiter in ihn hineingegeben. Auch das war Preis. Tarsila stand noch, aber man sah ihr an, dass die Teilversiegelung nicht Sieg, sondern nur der geringere Untergang gewesen war. Leudero, blass und mit zusammengebrochenen Zähnen, schwieg erstmals lange genug, dass sein Schweigen mehr sagte als jeder Bannruf. Und Lysandra stand an der beschädigten Schwelle, die Hände leer, die innere Wahrheit um Selva nun ausgesprochen und damit in eine Welt

entlassen, die sie fortan gegen Gerede, Akten, kirchliche Vorsicht und weltliche Instrumentalisierung würde verteidigen müssen.

Das war der Preis des Überlebens in dieser Stunde: nicht die richtige Antwort, sondern der Verzicht auf Vollständigkeit, die Preisgabe eines geheim gehaltenen Bandes, die Beschädigung von Darions genealogischer Selbstdeutung und die Annahme, dass der Ort nicht vernichtet, sondern nur unvollkommen blockiert worden war. Die Anlage lebte nun weiter in Wasserwegen, in verteilten Reststücken, in Iraldos geschädigter Seele, in Selvas Gefährdung, in den Siegelakten Tarsilas und in dem öffentlichen Makel, den Lysandra soeben selbst über ihr Leben gezogen hatte. Als sie zuletzt noch einmal auf die Hauptplatte sah, begriff sie mit klarer Nüchternheit, dass sie überlebt hatten, weil sie eine Wahrheit geopfert hatten, nicht weil sie eine gewonnen hatten. Die Hauptkammer schwieg. Aber ihr Schweigen war nicht vernichtet. Es war nur verlegt worden, hinaus in Menschen, Archive und das Wasser, das Kuslik erreicht.

Der Nachklang setzte nicht mit Frieden ein, sondern mit Verwaltung. Noch ehe die Sonne des sechsten Tages ganz über den Seitenarm des Yaquir gestiegen war, standen am Rand des Grabungslagers bereits neue Siegelkästen, frische Schreibpulte und jene ernsten Gesichter, die Katastrophen in Akten verwandeln, damit Städte weiteratmen können. Wo tags zuvor noch Geschrei, Wasser, Blut und ein halb vollzogener Zugriff an der Hauptschwelle ineinander geraten waren, herrschte nun eine Ordnung aus Absperrungen, Listen und knappen Wegweisungen. Die Hauptanlage selbst war verschlossen, soweit ein solcher Ort sich überhaupt verschließen ließ. Über dem Zugang lagen neue Bretter, Eisenklammern, Tempelsiegel und schwere Tücher, die

Feuchte aus dem Innern nur notdürftig zurückhielten. Niemand nannte den Zustand Bereinigung. Man sprach von Sicherung, von vorläufigem Bann, von amtlicher Verwahrung. Gerade diese Wortwahl verriet, dass alle wussten, wie unvollständig das Werk geblieben war.

Lysandra ai Sahir ya Kuslik stand am Rand des abgesperrten Platzes und sah auf den versiegelten Zugang, als blicke sie nicht auf einen überwundenen Schrecken, sondern auf ein Grab, in das man die Wahrheit nur teilweise hinabgelassen hatte. Die Nacht an der Hauptkammer lag ihr noch in den Knochen. Nicht als bloße Müdigkeit. Eher als eine neue Art der Leere. Ihr Gesicht war blasser geworden, die Bewegungen sparsamer, und in ihren Augen lag jener feste Glanz, der nicht aus Hoffnung, sondern aus zusammengehaltener Beschädigung kommt. Wer sie nur flüchtig sah, mochte sie für gefasst halten. Wer länger hinsah, erkannte, dass Fassung hier nicht Gesundheit bedeutete, sondern Disziplin gegen inneren Zerfall. Seit dem Augenblick, da sie Selva ai Dhalia in Tarsilas Siegelniederschrift als ihre Nahverbundene preisgegeben hatte, war nichts an ihrem künftigen Leben mehr unversehrt. Nicht ihr Ruf. Nicht ihr inneres Maß. Nicht die Ordnung, in der sie bisher zwischen Gelehrsamkeit und persönlichem Schweigen hatte stehen können.

Custodiastra Tarsila ay Firdayon bewegte sich mit ruhiger Härte durch das Lager und setzte die Nachgeschichte des Grauens in die Formen ihrer Kirche um. Kisten wurden versiegelt, nicht alle zusammen, sondern nach Gefährdungsgrad getrennt. Abschriften, soweit sie geblieben waren, wurden gesichtet, geordnet, teils unter doppeltes Siegel genommen. Namen der Beteiligten wurden in zwei Listen geführt: jene, die nur am äußeren Ring gearbeitet hatten, und jene, die Stimmen gehört, Namen gelesen, Wasser aus den inneren Bereichen berührt oder an Öffnung und Flutung mitgewirkt hatten. Schon diese

Unterscheidung zeigte, wie tief die Anlage in die Menschen hineingearbeitet hatte. Es reichte nicht mehr, nach Schuldigen zu fragen. Nun musste man nach Trägern unterscheiden. Tarsila tat es ohne Zittern. Doch selbst ihre Ordnung blieb eine nachträgliche. Sie bannte nicht den Schaden. Sie umgrenzte ihn nur für spätere Hände.

Leudero Salkya von Ruthor war am Morgen leiser als jemals zuvor. Die Wunde an seinem Arm war neu verbunden, aber nicht der schmerzhafteste Teil seines Zustands. Er hatte die Teilversiegelung erlebt, Darions genealogischen Fehlgriff, die Stimmen an der Schwelle und die Grenzen seiner eigenen Härte. Nun sprach er nicht mehr von rascher Offenlegung, sondern von Zeugnispflicht, von Sühne und davon, dass manche Frevel sich gerade nicht durch öffentliches Zerschlagen reinigen lassen. Es war kein sanftes Lernen. Eher die bittere Einsicht eines Mannes, der begriffen hat, dass auch wahrhafter Zorn einem Werk dienen kann, das Menschen nur gegeneinander ordnen will. Shanaya di Lacara wiederum ging wie eine Trauernde zwischen den Kisten mit Relieffesten und Kalkstücken umher. Sie hatte nicht nur Schönheit verteidigt, wo schon Werkzeug verborgen lag. Sie hatte auch gesehen, dass gerade diese Schönheit Teil des Zugriffs gewesen war. Ihr Schweigen trug die Last einer Irrung, die nicht boshaft gewesen und doch verhängnisvoll geworden war.

Darion Mercatio di Vascello wurde nicht in Ketten abgeführt. Dafür war die Welt zu fein, seine Verbindungen zu weit und die Beweiskette zu beschädigt. Doch er verließ das Lager nicht als derselbe Mann, der es finanziert und beherrscht zu haben glaubte. Seine rechte Hand war verbunden, der Blick ausgehöhlt, und was ihn am stärksten gezeichnet hatte, war nicht die Wunde, sondern die Entlarvung seiner Linie. Die zerrissene Ahnenliste, die unbrauchbar gemachten Bleistreifen und die Antwort der

Schwelle hatten ihm etwas genommen, das tiefer saß als Vermögen oder Einfluss: den Glauben, aus altem Erbe einen Schlüssel gewinnen zu können. Nun musste er leben mit der Möglichkeit, dass sein Haus selbst nur Stoff eines älteren Bindewerks gewesen war. Solche Erkenntnis macht aus einem Stolzen nicht notwendig einen besseren Menschen. Aber sie nagt an seiner Mitte. Tarsila ließ ihn unter Aufsicht fortschicken, nicht frei und nicht ganz gebunden, sondern in jener gefährlichen Zwischenlage, in der eine spätere politische Verwertung noch jederzeit möglich bleibt.

Iraldo Nivelle wurde am selben Tag in einen stilleren Bereich des Lagers gebracht, fern vom Brunnen, fern von den Kisten mit den geborgenen Resten, und doch blieb keine Entfernung groß genug. Seine Schulter war stark geschädigt, der Arm hing ihm schwer, und öfter als einmal fuhr sein Blick an Wänden, Wassereimern oder dunklen Rinnen entlang, als suche er darin etwas, das nur er noch halb hörte. Er sprach wenig. Wenn er sprach, dann mit der eigentümlichen Schärfe eines Menschen, dem ein Teil des Verstandes heil geblieben ist, gerade weil ein anderer Teil fortwährend unter fremdem Druck steht. Einmal bat er Lysandra um Verzeihung. Nicht für einen einzelnen Fehltritt. Sondern für das Abschreiben selbst, als sei die Schrift in seinen Händen zum ersten Hebel geworden. Lysandra konnte ihm darauf nichts Tröstliches antworten. Denn sie wusste, dass auch ihre eigene Hand an dieser ersten Lesbarkeit Anteil gehabt hatte. Zwischen ihnen blieb fortan keine einfache Beziehung mehr. Keine reine Mentorenschaft. Kein klarer Vorwurf. Nur das gemeinsame Wissen, dass sie einander in die Nähe des Ortes geführt und dort auf verschiedene Weise Beschädigung empfangen hatten.

Noch vor dem Abend des sechsten Tages wurden die ersten widersprüchlichen Aussagen aufgenommen. Ein Arbeiter beschwor, der Tote auf dem Platz sei im Gedränge eines

allgemeinen Aufruhrs gefallen, ohne irgendeine Stimme oder Namensbindung. Eine Küchenmagd schwor, das Wasser selbst habe nach ihr gegriffen. Ein Wachmann bestritt, jemals einen Bleistreifen im Lagerzelt gesehen zu haben, obwohl drei andere ihn dabei beobachtet hatten. Die Welt heilt nach solchen Tagen nicht zuerst durch Wahrheit, sondern durch Fassungen davon, die sich tragen lassen. Genau darum wurden die Akten von Stunde zu Stunde unzuverlässiger. Tarsilas Leute hielten die gefährlichsten Befundstücke zurück. Die weltliche Obrigkeit verlangte Namen, Daten, Besitzfolgen. Leudero drang auf Frevelprotokolle. Darions Verwalter verwiesen auf Verträge und auf die Unsicherheit vieler Zeugenaussagen. Über allem stand die stille Gewissheit, dass entscheidende Blätter fehlten, andere verstümmelt waren und wieder andere vielleicht schon in den Wasserwegen, in Privathäusern oder auf Kähnen Richtung Kuslik trieben. Die Katastrophe endete bereits in Schriften, die einander widersprachen. Eben darin begann ihr zweites Leben.

Kuslik selbst nahm das Geschehen nicht mit einem einzigen Schlag wahr, sondern in verteilten Nachbeben. In einem Haushalt am inneren Becken sprach eine Frau im Morgengrauen fremde Namen und schwieg danach beschämt. In einer Schifferstube fand man einen dunklen Bleistreifen zwischen feuchten Netzen und hielt ihn zunächst für wertlosen Rest, bis der Knecht, der ihn aufgehoben hatte, in der folgenden Nacht nicht mehr schlafen konnte und immer wieder dieselbe tote Schwester beim Namen nannte. In einem stillen Hof roch plötzlich das Wasser aus dem Sammelbottich nach feuchter Asche, obwohl kein Regen gefallen war. Solche Dinge wurden selten gleich zum Amt getragen. Meist blieben sie im Raum der Familie, der Nachbarschaft, des Geredes hinter halboffenen Läden. Gerade dadurch verbreitete sich der Schaden in jener Form, die am schwersten zu fassen ist: nicht als öffentlicher Fluch, sondern als Reihe kleiner, zweifelhafter Vorfälle, die sich erst im Rückblick zu einem Muster fügen.

Selva ai Dhalia war eine der ersten, an denen dieses Nachbeben sich festsetzte. Als Lysandra sie später in Kuslik wiederfand, war Selva weder wahnsinnig noch offen gebrochen. Das hätte sich vielleicht leichter benennen lassen. Sie war verändert in jener grausameren Weise, die im Gewöhnlichen wohnen bleibt. Ihre Sprache hatte einen schärferen Rand angenommen. Bisweilen glitt in einem harmlosen Satz ein Name mit, der dort nicht hingehörte. Manchmal stockte sie mitten in einer stillen Verrichtung, weil irgendein Geruch von Öl, nassem Holz oder kaltem Wasser etwas in ihr anrührte, das sie nicht benennen konnte. Vor allem aber war zwischen ihr und Lysandra kein unversehrtes Schweigen mehr möglich. Nicht nach der ausgesprochenen Niederschrift in Tarsilas Akten, nicht nach der inneren Berührung des Ortes, nicht nach der Entscheidung an der Schwelle, bei der eine Beziehung zugleich gerettet und entblößt worden war. Die Nähe, die einst Schutz gewesen war, trug nun einen Riss. Vielleicht heilbar im Maß menschlicher Geduld. Gewiss nie mehr ohne Narbe.

Lysandra selbst überlebte, aber nicht in einer Form, die sich Siegen nennen ließe. Ihr Name blieb in den Akten, doch nicht rein. Für die einen war sie die Fachfrau, die zu spät gemeldet, zu lange gehütet und entscheidende Papiere unvollständig übergeben hatte. Für andere war sie die einzige, die den inneren Sinn der Anlage rechtzeitig genug erkannt hatte, um die Vollöffnung zu verhindern. Wieder andere sahen in ihr vor allem die Frau, deren Nahverbindung zu einer Kusliker Bürgerin nun kirchlich bezeugt war und darum aus dem stillen Bereich des Privaten in den Raum der Wertung geraten war. Kein Urteil traf ganz. Alle zusammen beschädigten. Ihre künftige Laufbahn mochte nicht enden, doch sie war fortan durchzogen von jenem Misstrauen, das sich nicht aus einer einzigen Schuld speist, sondern aus dem Wissen, dass jemand im rechten Augenblick Dinge vernichtet, verschwiegen

oder verstümmelt hat, um Schlimmeres zu mindern. Solche Menschen sind nötig. Und selten noch unbelastet.

Die Hauptanlage selbst blieb blockiert, aber nicht still im eigentlichen Sinn. Tarsila ließ über Zugang, Vorraum und Hauptschwelle mehrere Lagen von Siegeln ziehen, dazu Schutt, Bretter und schwere Steinlasten. Der Brunnen wurde verhängt. Der Wasserlauf am alten Zulauf abgedämmt, soweit dies technisch möglich war. Doch niemand täuschte sich darüber, dass der Bau damit unschädlich geworden wäre. Zu vieles war bereits ausgespült, abgeschrieben, angerührt, gehört, erinnert worden. Die Anlage lebte fort, nicht mehr als ungebrochener Ort, sondern als verteiltes Binde-System. Ein Stück im Archiv, ein Stück in nassen Häusern, ein Stück in Iraldos beschädigter Wahrnehmung, ein Stück in Darions zerrissener Ahnenfolge, ein Stück in Selvas veränderten Regungen, ein Stück in Lysandras geopferter Wahrheit. Das war die bitterste Einsicht des Nachklangs: Nicht einmal ein gelungener Teilverschluss bringt das Unheil an seinen Ursprung zurück. Er zerstückt es nur.

In den Wochen darauf bildeten sich in Kuslik zwei Arten von Rede. Die eine war offen, amtlich, tempelnah oder politisch brauchbar. Sie sprach von einem alten Frevelkomplex, einer fehlgeleiteten Grabung, einem unglücklichen Todesfall, notwendigen Sicherungsmaßnahmen und unklaren Eigentumsverhältnissen. Diese Rede hatte den Vorteil der Ordnung. Sie ließ sich schreiben, gegenzeichnen, weiterreichen. Die andere Rede war stiller. Sie wanderte über Marktbänke, durch Innenhöfe, in Weinräumen und an Wasserstellen. Sie sprach von Stimmen aus Brunnen, von Namen auf Brettern, von einer Gelehrten aus Kuslik, die einen schaurigen Ort verschlossen habe und doch nicht ohne Flecken daraus hervorgegangen sei. Keine dieser Reden war ganz falsch. Keine war ganz wahr. Zwischen

ihnen lebte der eigentliche Nachhall fort. Denn was nicht mehr sauber zu beweisen ist, wird im Gerücht oft zäher als in der Akte.

Einmal, einige Zeit nach der Versiegelung, stand Lysandra in einem Archivraum der Stadt vor den wenigen Stücken, die unter doppeltem Verschluss geblieben waren. Tarsila war zugegen, schweigend, und zwischen beiden stand keine Freundschaft, aber eine Art von geteiltem Wissen, das mehr Gewicht hatte als Eintracht. Auf dem Tisch lag eine Abschrift, an deren Rand eine gekürzte Bemerkung von Lysandras Hand stehen geblieben war: Wasser trägt nicht Stimmen, sondern Bindungen. Mehr nicht. Der Rest war fort. Verstümmelt, verbrannt, geschnitten. Tarsila fragte nicht mehr, welche Sätze fehlten. Beide wussten es in jener unvollständigen Weise, die gerade deshalb schützt. Als Lysandra den Blick hob, sah sie durch das hohe Fenster des Archivraums auf das ferne Glitzern eines Wasserarms. Für einen Augenblick schien das Licht darauf still und unschuldig. Dann meinte sie, ohne jede Gewissheit, im Spiegeln der Fläche einen dunkleren Zug zu sehen, als trüge die Strömung noch immer etwas mit sich, das sich nicht in Akten schließen lässt.

So endete die Katastrophe nicht wirklich. Sie endete verwaltungsgemäß, kirchlich geordnet, politisch eingehegt und sozial verflacht. Das genügte, damit Kuslik weiterbestehen konnte, mit offenen Märkten, Tempelglocken und dem Verkehr der Kähne. Es genügte nicht, um den Schaden zu tilgen. Denn unter den sichtbaren Verhältnissen liefen nun Reste weiter: in beschädigten Beziehungen, in Archiven mit Lücken, in Häusern mit unheimlichen Morgenstunden, in Menschen, die bei Namen zusammenzuckten, ohne den Grund sagen zu können. Lysandra überlebte ohne unversehrte Reputation. Selva lebte weiter ohne unberührte Nähe. Iraldo ging nicht zugrunde, aber auch nicht frei aus dem Geschehen hervor. Darion blieb in der Welt, doch mit einer inneren Entlarvung, die ihn nie mehr ganz verlassen würde.

Die Anlage schwieg unter Siegeln. Doch ihr Schweigen war nur eine andere Form der Verteilung.

Darum war der eigentliche Schluss nicht der versiegelte Eingang am Lehrhaus, nicht der letzte Eintrag in Tarsilas Akten und nicht einmal der Tod auf dem Lagerplatz. Der eigentliche Schluss bestand darin, dass Kuslik fortan mit einem Schaden leben musste, der sich nicht als eine einzelne Wunde zeigen wollte. Er war in Wasserläufen, Gerüchten, Halbwahrheiten und Menschen verlegt worden. Administrativ mochte die Sache beendet sein. Tatsächlich war sie nur in jene Gestalt übergegangen, die am längsten anhält: in das beschädigte Weiterleben.

Beachten sie unsere Romanserien:
Gefangen im Horror von Edgaran Allan Corvinus
Unter den Augen der Zwölf – Valeria Seravalli

Herausgegeben im Jahre 1048 nach Bosparans Fall
durch Holmar Wenzelin zu Vinsalt

Gedruckt in der Offizin der
Druckerei „Zur Goldenen Letternkrone“
am Südufer des Vinsalt-Deltas

Scriptorium Aventuris

Als die junge Gelehrte Lysandra ai Sahir ya Kuslik im Umland von Kuslik ein halb versunkenes Lehrhaus freilegen lässt, ahnt sie nicht, dass der Ort längst erwacht ist. Aus dunklen Schächten steigen Stimmen empor, die mit den Zungen der Toten sprechen. Auf nassen Bleitafeln stehen Namen, die niemand lesen dürfte. Und mit jedem aufgebrochenen Stein gerät nicht nur die Grabung tiefer ins Verderben, sondern auch das Leben jener, die fern vom Fundort sicher geglaubt waren.

Bald ist nichts mehr gewiss: nicht die Wahrheit der Erinnerung, nicht die Reinheit frommer Absicht, nicht einmal das eigene Herz. Denn das Wasser trägt mehr als Fluch und Fäulnis. Es trägt Bindungen, Sehnsucht und Schuld.

Als Kuslik selbst von den ersten Schatten berührt wird, bleibt nur noch eine Wahl zwischen Wissen und Verlust.

Wie viel darf ein Mensch opfern, wenn die Toten nicht nach Erlösung verlangen, sondern nach den Namen der Lebenden?